Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Bruno Buchwald / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Frank Wedekind

Nummer 36 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 4. September 1908

Phänomenologie.

Durch die Auguststürme dröhnt der Gong, gröhlt in brünstigem Gebrumm der Pacifistenchorus, und aus jeder Lichtung des Blätterbuschwaldes singt eine Schalmei das hohe Lied des ewigen Friedens. Just in der Zeit, da sich die Hundstage enden. Eifrig wird das Non plus ultra der Höschenpolitiker und entmannten Holzpapierdiplomaten, wird die internationale Verständigung sans reserve gepredigt und der Friedensidee die Kategorialfunktion im Denken der Staatenlenker zugesprochen. Esperantisten sehen schon die herrliche Zeit, da zwei Dutzend dünnbeinige Kahlköpfe am grünen Tisch über die Ansprüche von hundert Millionen Volksgenossen „friedlich" befinden und mit Greisenkraft und Rechtsformeln, die auch dem Aermsten der Armen keinen Bissen Brod zu schaffen vermögen, den Zwist sich befehdender Volkskräfte zur Ruhe zwingen. Denn daß Kriege auch in kommenden Tagen so nothwendig sein werden, wie sies in vergangenen waren, können nur reaktionäre Gesellen behaupten, die den Heilandsruf des allmächtigen, friedesichernden Kapitals nie vernommen. Daß der politische Wille eines Volkes nie transcendental werden dürfe, daß er das einmal Vorhandene, als gegeben nicht nur, nein: auch als zu Recht und für immer bestehend hinnehmen soll, ist das segenspendende Evangelium, das an jeder Straßenecke, in jeder Trödelbude heute ausgeboten wird, Abnehmer und Gläubige findet. Bei uns in Deutschland leider noch mehr als sonst irgendwo. Denn wir können uns den Luxus solcher Lehre ja auch am besten leisten. Sitzen uns nicht rings in der Runde liebe Freunde? In Ost und West, in Nord und Süd? Ueberall. Und alle hätten uns noch viel lieber, wenn wir unsre Rüstung ablegten, um bequemer an des Lebens Quellen zu trinken. Die Melodei ist nicht neu, doch nie noch klang sie so laut am hellen Tag in die Ohren. Die lockendsten Rufe kamen aus England, dem böse Menschen jahrelang schlimme Absicht wider uns zugetraut hatten; das vor kaum drei Monaten noch der thätigste unserer Gegner schien. Ganz sicher auch war. Was hat sich seit den Maitagen denn geändert? Ist der Aprilvertrag von 1904 außer Kraft? Ist der gemeinsame Operationsplan, in dem England Mariannen die Mitwirkung von sechs Divisionen erhoffen ließ, zurückgezogen? Arbeitet Rußland nicht in der Stille, doch mit Energie an der Reorganisation seines Heeres? Wird es darin nicht von England gefördert, seit sich an der Themse die Ueberzeugung Bahn brach, daß Haldanes Armeereform eine Täuschung war? (Genau seitdem. Der Vertrag mit Persien war nur

ein interessantes Vorspiel. Eine Täuschung, die für ernsthafte Leute und, darf man hoffen, für unsere Militärs dadurch nicht werthvoller wird, daß man bei dem großen Flottenmanöver den Nachweis führte, daß England in der Bucht von Frebjerg (an der Ostküste Jütlands) jederzeit hundertsechszigtausend Mann in anderthalb Tagen zu landen vermag.) Ist irgend eine der gegen uns gerichteten Abmachungen außer Kraft gesetzt, irgend eine Unbequemlichkeit, die gegen uns möglich war, unterblieben? Nichts von alledem geschah. Doch alle Welt redet von Frieden, und helle Freude herrscht in Deutschlands Gauen, weil England gnädigst geruht, seit einigen Wochen von einer Verständigung mit Deutschland zu reden. Im bürgerlichen Leben pflegt man anspruchsvoller zu sein. In der Oeffentlichkeit sind wir bescheidener, sind wir selbstlos bis zur politischen Lasterhaftigkeit, und derselbe Mann, der sich um lausiger Etikettfragen mit seinem Schwager nicht einigen kann, spricht mit dem Brustton der Ueberzeugung von der Frevelhaftigkeit einer Regierung, die Englands dargebotne Hand nicht mit Eifer ergriffe. Kein Volk von der Größe und Macht des Deutschen hat je so würdelos sich vor seinen Nachbarn gezeigt.

Englands dargebotene Hand! Wo ist sie? Wer das Bedürfnis hat, sich mit uns zu einigen, mag sich mit Vorschlägen zu uns bemühen. Daß wir keinen Grund haben, Jemandem nachzulaufen, muß am Ende Jeder wissen, soll Jeder, ders noch nicht weiß, wenigstens erfahren. Mit lauter Friedensphraseologie ist uns nicht geholfen. Die schafft uns weder den Ring vom Leibe, der unserm Wollen drückend enge Grenzen setzen sollte, noch sichert sie uns vor der Wiederholung des Experiments. Bisher hörten wir von diskutabeln Vorschlägen aber noch nichts. Die Reden der Herrn Churchill und Lloyd George sind unverbindlich und verlassen das Gebiet allgemeiner Erörterungen nicht. Der Ton, freilich, klingt einschmeichelnd, und der Herr Schatzkanzler in Sonderheit sprach von der Möglichkeit einer Verständigung mit der Wärme eines persönlich Ueberzeugten. Sagte uns aber leider nicht, wie er sich diese Verständigung dachte, und mußte mehr als einmal erklären lassen, daß er ohne Auftrag und Vollmacht rede und nur seinem persönlichen Empfinden Worte geliehen habe. Sein letzter Besuch, sagte er in Hamburg, habe der Tiefladelinie der Schiffe gegolten, einer schwierigen und zugleich delicaten Frage, die leicht zu Differenzen führen konnte, aber zu einem Uebereinkommen geführt habe. „Statt Kriegsschiffe abzusenden, um die eigene Meinung der andern Partei mit zwölfzölligen Kanonen vor Augen zu führen, haben wir Ihnen den Hauptmann Chalmers, Sie uns Herrn Krogmann mit überzeugenden Argumenten geschickt, und die beiden Herrn haben im Verein mit dem Takt und der Geschicklichkeit der Hamburger die Sache erledigt. Warum sollen wir nicht auch die Frage der Ladelinie der Nationen so erledigen, daß die Staatsschiffe nicht durch die Last feindseliger Argumente zum Sinken gebracht werden können? England und Deutschland sind aufeinander angewiesen und können sich gegenseitig helfen.“ Für eine Tischrede ganz niedlich; in ihr aber mehr sehen zu wollen, als die Höflichkeit eines wohlerzogenen Gastes, wäre kindlich. Im Uebrigen versicherte Herr Lloyd George, daß er zu unverbindlichen Besprechungen gerne bereit sei, wenn es von den zuständigen Stellen gewünscht werde. Es wurde, wie es scheint, nicht gewünscht; man hatte an den „zuständigen Stellen“ noch die Nase von dem voll, was sie aus Cronberg gehört hatten. (In Parenthese: vor acht Tagen fragte ich hier, ob die Verantwortlichen auch wirklich Alles kannten, was zwischen Onkel und Neffen verhandelt worden sei. Wie so oft, blieb von der Geheimrathsdemimonde die Antwort aus; die dafür aus Straßburg kam und klang, als sollte beschwichtigt werden, ohne schwächlich zu scheinen. Nicht geschickt. „Es ist meine innerste Ueberzeugung, daß

der Friede nicht gefährdet ist." Dafür bürgt erstens „das Gewissen der Fürsten und Staatsmänner"; zweitens der „Wille der Völker"; drittens unsere „unvergleichliche" [mußte das sein?] Wehrmacht. Ueber die ich, hätte der hohe Rhetor hinzufügen können, mich mit dem Onkel in Cronberg unterhalten habe.) Vorläufig thut man bei uns noch kühl. Darf man hoffen, daß es so bleibt? Wir haben gar keinen Grund, England nachzulaufen. Das Flottenbautempo können wir noch zur Diskussion stellen, wenn die Lage anders aussieht, als sie heute ist, und die Erfüllung dieses Britenwunsches nicht mehr wie eine Concession an Eduards Mächlergeschick erscheinen muß. Wir haben Zeit. Die paar Jahre werden uns nicht arm, die Sparung von ein paar Schiffen wird uns nicht reich machen. Und Großbritannien hat uns blutwenig zu bieten. Der Zollschutz wird uns doch nicht geschenkt; die Einführung durch eine Conzession in der Rüstungsfrage hindern zu wollen, bliebe eine falsche Rechnung und müßte zu einer nicht ungefährlichen Enttäuschung führen. Er kommt; kommt mit dem Tage, da ein konservatives Ministerium seinen Mann nach Downing Street setzen kann. Und Kindern nur soll man einreden, daß die Liberalen der Inselwelt das nicht wüßten. Kein Brite ist darüber im Zweifel. England hat keine andre Wahl, wenn es sein Imperium vor dem Verfalle schützen, zur organischen Einheit verschweißen will. Großbritannien hat keine politische, hat auch keine militärische Einheit; kann auch beides nicht so rasch erhalten. Bei der großen Verschiedenheit der Rassen und Himmelsstriche, über die sein Banner weht, brauchte die politische Amalgamation Jahrzehnte; und ob sie, wenn nicht in den nächsten Jahren schon eine andere Form organischer Einheit gefunden wird, je Wirklichkeit werden kann, ist, bei dem raschen Lauf demokratischer Ideen und der noch rascheren Wanderung wirtschaftlicher Gravitationscentren, mindestens zweifelhaft. Bleibt als einzige Möglichkeit stärkerer Fesselung der Colonien ans Mutterland die wirtschaftliche Bindung. Sie allein zeugt neue Interessengemeinschaften, schafft die Möglichkeit eines Ausgleichs verschiedener Interessen innerhalb einer politisch lockeren Gemeinschaft. Dazu kommt, daß die Colonien selber den Zollschutz wünschen. Was soll uns da die Flottenverständigung, wenn die einzige Sache, die eines Opfers werth wäre, uns vom Vetter doch nicht gewährt werden kann? Die Leutchen die von einer Entspannung fabeln, wenn nur erst die Rüstungfrage ihre Erledigung erfahren habe, täuschen sich und Andre, und wir haben allen Grund, dankbar zu sein, daß wenigstens die Conservativen reden, wie die Liberalen denken. Lord Cromer hat ganz Recht: der Krieg kommt. Und er wird in der Stunde geboren, die in England den Wechsel der Wirtschaftverfassung bringt. Nur brauchts nicht ein Krieg gegen England zu sein; wird es auch nicht. Darum wird, mit britischer Hülfe, jetzt Rußlands Rüstung gestärkt. Darum ists möglich, daß Frankreich (nach des Marienbader Stammgasts Rath) sich in Marokko jetzt auf eine sanftere Art einläßt, sobald es im Tafilelt festsitzt. Darum wird Oestreich mit Freundschaft überschüttet, viel mehr, als der kluge Herr von Aehrenthal die Oeffentlichkeit wissen läßt. Darum dürfen uns in ungewohnter Wärme vom Segen einer Verständigung englische Minister sprechen, die damit die Politik des Cabinetts nicht festzulegen vermögen. Darum, mit Verlaub, schrieb ich schon vor zwei Monaten, ehe uns die Schalmeien sangen: „Fabius Cunctator von der Themse wäre heute ein Genie, Fabius Cunctator an der Spree ein Stümper!" Wir sind heute stark, stärker als irgend eine Macht sonst; wir können warten. (Sollten trotzdem aber nicht vergessen, daß jeder Tag, ohne daß sich eine Diplomatenfeder rührt, die Situation zu unsern Ungunsten verschiebt.) Der Wahn aber, das Drohende ließe sich überhaupt vermeiden, müßte einem jungen Reiche zum Verderben werden. Dafür zu sorgen, daß die nächste Auseinandersetzung auf dem alten Continent kein siegreiches, mindestens ein bis in seine letzten Wirtschaftwurzeln

erschüttertes Deutschland sehe, ist die erste Pflicht englischer Politik. Denn ein noch stärkeres Deutschland würde das Imperium des Kanalvetters in seinem Lebensnerv bedrohen.

Nie hat John Bull nur ein Eisen im Feuer gehabt, und in komplizirten Situationen hat sich seine hohe Befähigung zu politischem Handeln, die Qualität seines nationalen Instinktes stets am erkennbarsten gezeigt. „Es liegt, sagt Lord Cromer, seinem angelsächsischen Geiste fern, jene 'situation nette' zu verlangen, die dem logischen Franzosen so theuer ist." Wenn England heute für Rußlands Stärkung sorgt, so ist sein Verhältnis zu Deutschland ohne Frage der erste Grund; nicht der einzige. Ein starkes Rußland ist Englands bester Schutz, wenn der Islam wieder seine Schrecken gewinnt und seine Bekenner aus der Lethargie rüttelt. Ein militärisch starkes und befreundetes Rußland sichert ihm nicht nur den Besitz Indiens, auch den von Arabien und Egypten, und schützt, im Bunde mit Japan, vor der Mongolengefahr. Das Schicksal Egyptens wird noch geraume Weile auf dem Balkan ausgewürfelt. Vor vierzig Jahren konnte Fuad Pascha zu Challemal-Letour sagen: „Das Ende der Türkei ist nicht so nahe, als man glaubt. Wir haben, um fortzubestehen, den besten Grund: wir sind nothwendig." Doch schon vor dreißig Jahren, kurz nach dem Berliner Congreß, schrieb Leopold von Ranke („Serbien und die Türkei im neunzehnten Jahrhundert"): „Das welthistorische Ergebniß der letzten Begebenheiten liegt darin, daß jene Idee, welche bisher die orientalische Frage immer dominirt hatte, die Erhaltung der Integrität der Türkei, nunmehr aufgegeben wurde." Langsam fiel die Rolle, die England am goldenen Horn gespielt hatte, dann uns zu. Ihr ein Ende zu machen, ist vielleicht der Zweck nicht, doch sicher der Erfolg, den die letzten Byzantinerwochen brachten. Eine Schwächung unseres Einflusses beim Khalifen wird, mag die konstitutionelle Herrlichkeit nun dauern oder nicht, die Folge sein. Wird die autonome Herrschaft des Sultans nach einer Anstandsfrist wieder hergestellt, so hat Abd ul Hamid gesehen, was der Trust vermag; bleibt das Verfassungsspiel, so ists mit unserm Einfluß ohnedies vorbei, und die englisch-russische Entente erhält ein dauerhaftes Bindeglied mehr. Und beide Mächte werden, im Bunde mit Oestreich, Frankreich und Italien, dafür sorgen, daß die Türkenbäume nicht übers Dach des christlichen Syndikatshauses wachsen. Eine erstarkende Türkei wäre für den Engländer (auch, mit seinen fünfzehn Millionen Muhamedanern, für Rußland) eine Gefahr; eine in die Kiellinie Eduards gezwungene aber bedeutete eine starke Verarmung unserer Möglichkeiten. Schwer wird, wenn er nach dem Atlas blickt, dem Türken die Wahl nicht werden. Abd ul Asis ging an unsern Garantien zu Grunde; könnte an die Berliner Herren jetzt das Protestschreiben senden, das vor zweihundert Jahren die „Association der vorderen Reichsstände" dem englischen Ministerium sandte und die Erfüllung feierlicher Zusagen forderte. *Il y va de la gloire de Sa Majesté, de sauver ses assurances publiques et solenelles. Il y va de la prudence et de l'équité du Ministère, de sauver sacrum verbum regis et de sauver sacram fidem du grand Sceau du Royaume, afin qu'il ne reste point dans l'Archive pour une triste mémoire.* Und fände an der Spree, wie die Reichsstände an der Themse, sicher verschlossene Ohren. Daß der protegé der Welschen fiel und Marianchen mit in seinen Fall verstrickte, giebt uns Deutschen Grund zu hellem Jauchzen. Denn wichtiger, als ein im Stich gelassenes Kaiserwort, ist uns Frankreichs eingebildete Verlegenheit. Lacht, meine Lieben, nicht zu laut. Die endet; vielleicht, bevor die eure recht begann. Ihr habt im Osten und Westen der islamischen Welt mit dem Kienspan gespielt, und beidemal schlug ihn der Onkel euch aus der Hand. Habt aufs eigne Nest nun Acht, daß nicht da, eh' ihrs ahnt und wollt, die Fackel lodert.

Karl Schnitzler.

Vom Katholikentage. Von Karl Jentsch.

Bedürfnisse sind die Triebkräfte, bedeutende Menschen die Führer und Lenker der Kulturentwicklung. Nur soll sich nicht jeder bedeutende Mensch einbilden, führen und lenken zu können. Nicht die Magistri elegantiae am Hofe der Julier, sondern die galiläischen Fischer und ihr gar nicht eleganter Anhang haben den Gang der Weltgeschichte auf Jahrtausende bestimmt — nicht durch einen Sklavenaufstand, sondern durch Kulturarbeit. Arbeit, für welche die zarten griechisch-römischen Aestheten zu schwach waren, für die sich starke und gesunde Barbaren anboten, und die nicht bloß in ihren Nachwirkungen fortdauert, sondern von den Kirchen in Konkurrenz mit den allmählich herangewachsenen und mündig gewordenen, jenen überlegenen weltlichen Kulturmächten noch heute geleistet wird. Man mustere nur die Berichte über die Tätigkeit der zahlreichen charitativen, sozialen und Kulturvereine, die in Düsseldorf erstattet wurden (den über den Volksverein für das katholische Deutschland hat die Soziale Praxis in Nr. 47 abgedruckt); man sehe sich diese Versammlung selbst an, deren Leiter und Veranstalter Männer aus allen höheren und mittleren Ständen sind, und auf der 60 000 in zwei Kolonnen getrennt marschierende, aber vereint applaudierende Arbeiter die Wählermassen des Zentrums repräsentierten, und man wird anerkennen müssen, daß das Schwergewicht dieser Partei nicht wenig dazu beiträgt, den Kurs unseres Staatsschiffs in der Mittellinie festzuhalten. Neben dieser Leistung hat es wenig zu bedeuten, wenn den Angehörigen der katholischen Kirche auf einigen Gebieten des geistigen Lebens die Bewegungsfreiheit eingeschränkt wird (die nicht auf diese verzichten wollen, brauchen ja nur auszutreten), besonders, da die Macht der protestantischen Mehrheit unser Vaterland vor den Schädigungen bewahrt, die der Ultramontanismus und der Klerikalismus den Romanen und den Oesterreichern zugefügt haben.

Von den Reden, die auf dem Katholikentage gehalten worden sind, will ich zwei erwähnen, weil in ihnen eine Tatsache deutlich hervortritt, die für die Taktik der Irenik maßgebend sein muß, ich meine die von mir in den letzten Jahren wiederholt hervorgehobene Tatsache, daß die Ansicht, wer sich vom Kirchenglauben emanzipiere, gleite bei folgerichtigem Denken in den Abgrund des Atheismus und Nihilismus hinab, es ist, was die gebildeten Katholiken Deutschlands im Gehorsam gegen die Hierarchie festhält und sie willig macht, stillschweigend oder nur heimlich protestierend so manches zu ertragen, was ihnen am römischen Wesen nicht gefällt. Sehr geschickt hat Professor Mausbach in seiner Rede gegen den Modernismus den Schutz des Theismus, den die päpstlichen Kundgebungen angeblich sichern, in den Vordergrund gestellt. Er führt ganz richtig aus, daß eine bloß im Gefühl (nach Schleiermacher, oder in sittlichen Postulaten, nach Kant) wurzelnde Religion „neben einer agnostisch gelähmten Vernunft“ sich auf die Dauer nicht zu halten vermöge: von dieser werde die vermeintliche Glaubenserfahrung als eine Illusion, eine Herzensdichtung abgetan. Daß das Dasein Gottes nicht mit mathematischer Stringenz bewiesen werden kann, darin hat ja Kant recht gehabt; wäre das möglich, so würde es unter logisch denkenden Menschen keine Atheisten geben. Aber daß Gott und Unsterblichkeit der Vernunft plausibel gemacht werden können, darin haben die katholische Kirche und die theistischen Philosophen recht, und auch darin, daß eine der vernünftigen Begründung entbehrende Religion den Namen Religion kaum verdient und,

wie Mausbach betont, eine der heutigen biologischen Auffassung des Menschen widersprechende unnatürliche Zerreißung des Seelenlebens bedeutet. Die Wirkungen der Religion aber, auf die es dem Praktiker ankommt — und jeder natürliche, unsophisticated sagt der Engländer treffend, Mensch ist vor allem Praktiker —, sind ohne klare Begriffe nicht denkbar. Wenn das Vertrauen auf Gott im Unglück aufrecht, bei der Pflicht festhalten und Mut zu kühnem, die Todesgefahr nicht scheuendem Streben verleihen, wenn der Gedanke an die im Jenseits abzulegende Rechenschaft vom Frevel zurückhalten soll, so muß man eben an den persönlichen Gott und an die persönliche Unsterblichkeit der Menschenseele glauben. Namentlich um die Stützen, Antriebe und Direktiven, die diesem Glauben die Moral verdankt, ist es den Gewissenhaften und den Aengstlichen zu tun. Der Reichstagsabgeordnete Dr. Bitter fragt in seiner Rede über den Segen des Katholizismus: „Ist es gleichgültig für das deutsche Vaterland, ob Millionen gebildeter Deutschen, auf dem festen Boden der katholischen Gottes- und Lebensauffassung fußend, positives Christentum und eine ideale Moral pflegen? Wäre es vielleicht besser, wenn sie, eines festen Fundaments entbehrend, zerfahren und pessimistisch wären? Wenn sie einer laxen Moral oder gar der Raubtiermoral eines Nietzsche huldigten?“ (Die Raubtiermoral dürfen wir dem katholischen Rechtsanwalt verzeihen, da auch ein so berühmter Philosoph wie Cuno Fischer den „wildgewordenen Professor nicht viel anders verstanden hat, nicht zu reden von dem Schwarm jener Jünger, die Nietzsche vorausahnte und verabscheute.) Diese Grundwahrheiten und ihre Wirkungen nun sind durch Tradition, Gewohnheit, Gefühl und Phantasie so scheinbar unlöslich mit dem dogmatisch-theurgisch-hierarchischen Gewebe der Kirche verflochten, daß auch die wissenschaftlich gebildeten deutschen Katholiken darin verstrickt bleiben. (Wirklich unlöslich insofern, als jene Grundbegriffe den Massen der Südländer, deren seelischer Konstitution die der Süd- und Westdeutschen einigermaßen verwandt ist, nur in der Hülle eines zeremonienreichen, phantasievollen Kultus genießbar und wirksam gemacht werden können.) Zwar ist diese Ansicht durch den großen Abfall der katholischen Romanen vom Christenglauben und durch die Gläubigkeit der protestantischen Angelsachsen als falsch erwiesen, aber diese Erfahrung ist noch zu neu, und was sie in der Nähe sehen: der religiöse Zustand der protestantischen Bevölkerung, besonders der protestantischen Intelligenz Deutschlands, wirkt zu stark, als daß jener Gegensatz schon jetzt in den Denkgewohnheiten unsrer katholischen Mitbürger eine entschiedene Wendung herbeiführen könnte. Ehe an eine solche zu denken ist, muß ihnen zuerst in der Nähe, in Deutschland, ad oculos demonstriert werden, daß Bruch mit dem „unfehlbaren“ Papsttum keineswegs den Sturz in trostlosen Atheismus, philosophischen Nihilismus und ethische Verwilderung bedeutet. An Einigung der Geister ist ja nicht zu denken. Die Tatsache, daß fortschreitende Bereicherung und Komplikation der Kultur auch intellektuell differenziert, läßt sich nicht ändern. Aber daß die Nation in zwei Hälften zerfällt (eine protestantische und eine katholische, oder eine gläubige und eine atheistische), die einander nicht mehr verstehen, einander grimmig hassen, dem läßt sich vorbeugen. Verständigung und Versöhnung also, nicht Einigung, ist nur auf dem Boden einer theistischen Vernunftreligion möglich, wie sie die Philosophen des 18. Jahrhunderts angebahnt, Lotze und Reinke durch Verknüpfung mit der heutigen Naturwissenschaft ausgebaut haben.

Diese meine These mißfällt in hohem Grade einem Anonymus, der mich einigemal im „Freien Wort“ apostrophiert hat. Seine letzte Glosse kann ich leider nicht wörtlich zitieren, weil ich das Heft verlegt habe. Ich erinnere mich nur, daß er meint, ich sei ja nicht gerade dumm, aber das nütze mir nichts, heute müsse man entweder ganz dumm oder ganz gescheit, d. i., wenn ich ihn recht verstehe, Monist Haeckelscher Richtung sein. Der Redaktion habe ich geantwortet: je n'en vois pas la nécessité; in dem freien Staate, den wir uns beide wünschen (aber im Diesseits nicht kriegen, weshalb ich ihn vom Jenseits erwarte), muß es jedem freistehn, so klug oder so dumm zu sein, wie er will und kann. Gottfried Keller hat auch die Katholiken für dumm gehalten, gehörte jedoch zu den radiumhaft seltenen wirklich Liberalen und meinte, der Dumme habe so gut ein Recht auf seine Dummheit, wie der Bucklige auf seinen Buckel. Ohne Scherz: Sorge um den Ruf meiner Gescheitheit wäre das letzte, was mich abhalten könnte, in die Reihen der Windthorst und Reichensperger, der Secchi und Wasmann, der Erzberger und Lueger zurückzutreten. Die Intelligenz unseres Kulturkreises ist wahrhaftig nicht auf gewisse Gruppen deutscher Biologen und Philosophen beschränkt. Der als Fachautorität anerkannte englische Physiker Sir Oliver Lodge schreibt in seiner Kritik von Haeckels Welträtseln: Wer lehrt, „daß Monismus die Beschränkung bedeuten müsse auf die Fähigkeiten der Materie, wie wir sie jetzt kennen, daß der Geist unbedingt an die Materie gebunden und ihm ein transzendentes Dasein versagt sei, daß mit den Gehirnhemisphären Bewußtsein, Intelligenz, Liebe verschwinden müssen, daß Gott nur die Summe aller Atomkräfte und Aeterschwingungen sei, der muß sich mit einem Publikum ungebildeter Leute begnügen.“ Und Arthur Drews, der Apostel Eduards von Hartmann, klagt (in dem Sammelwerke: Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter), daß der naturwissenschaftliche Monismus den echten Monismus in Verruf gebracht habe; man könne es Männern wie Wasmann nicht übelnehmen, wenn sie sich dem Dogmatismus der naturwissenschaftlichen Monisten gegenüber auf ihre eigne höhere logische Schulung und ihre gründlichere Kenntnis der Geschichte der Philosophie und der Bedürfnisse des menschlichen Geisteslebens berufen.

Vor sechs Jahren hat mir der erwähnte Anonymus einmal entgegnet: der Regierung stünden so viel Gelehrte mit tadellos funktionierenden Gehirnen zur Verfügung, daß sie unrecht tue, wenn sie akademische Lehrstühle mit Leuten besetze, deren Gehirne defekt seien, und das seien alle Klerikale. In der obigen Aeußerung des Hartmannianers hat er die gebührende Antwort. Die Klerikalen, namentlich die jesuitisch geschulten, denken im allgemeinen viel logischer als die Biologen aus Haeckels Schule. Wenn sie zu falschen Folgerungen gelangen, so liegt das an einem Uebel, dem alle Wissenschaften mit Ausnahme der exakten (zu denen die Biologie nicht gehört) und alle auf dem Gebiet dieser Wissenschaften tätigen Parteien unterworfen sind: dem Uebel, daß die Logik Herzenswünschen, Denkgewohnheiten und Vorurteilen dient. Weil die Tatsachen, um die es sich in diesen Wissenschaften handelt, nicht exakt festzustellen sind, und weil ihre Zahl unübersehbar groß ist, werden aus ihnen die dem Bedürfnis und Geschmack entsprechenden ausgewählt und nach Belieben zugestutzt; von den so gewonnenen Prämissen aus wird dann — gerade von scholastisch geschulten Männern mit tadelloser Logik — frisch drauf los geschlossen. Wie der Philosoph Paulsen, Eduard von Hartmann

als Biolog, Chwolson als Physiker jenes Verfahren bei Haeckel aufgedeckt haben (ohne seiner Logik sonderliches Lob zu spenden), ist der wissenschaftlichen Welt bekannt. Hier will ich nur noch an ein hübsches Diktum des einzigen ganz ehrlichen und vorurteilslosen Monisten erinnern, der mir bis jetzt vorgekommen ist. Christoph Schrempf schreibt in seinem Beitrage zu dem oben erwähnten Sammelwerke: Wenn die sogenannten Monisten wirklich Monisten wären, würden sie sich über den gläubigen Christen nicht aufregen, sondern ihn als notwendiges Entwicklungsprodukt betrachten, mit derselben wissenschaftlichen Objektivität, füge ich hinzu, mit demselben kaltblütigen Gleichmut, wie jedes andre zwei-, vier- oder vielbeinige Tierlein.

Den Katholiken ist besonders eine ihrem Bedürfnis entsprechende falsche Tatsachenkombination geläufig, die zur schwärmerischen Verehrung des Papstes führt, wie sie sich natürlich auch auf dem letzten Katholikentage kundgegeben hat. Sie halten den Papst für den Träger und Hort der christlichen Grundwahrheiten, dem die Völker für deren Erhaltung zu danken hätten. Die Sache verhält sich umgekehrt: die Völker haben diese Grundwahrheiten über alles schätzen gelernt, und darum haben sie das Oberhaupt der christlichen Kirche gezwungen, an ihnen festzuhalten. (Das johanneische Bild vom Hirten und seinen Schafen hat die Wirklichkeit des europäischen Völkerlebens in verhängnisvoller Weise verdunkelt.) Dreimal ist die römische Kurie, deren Organ und Mundstück der Papst ist, in Unwissenheit, Lasterhaftigkeit, praktisches und beinahe auch theoretisches Heidentum versunken, und jedesmal ist sie von einem gewaltigen Deutschen (Otto I., Heinrich III., Luther) mit Gewalt herausgerissen und in die christliche Bahn zurückgezwungen worden. Was sie dann aus Eigenem hinzugetan hat, das besteht in der Ausnützung des Glaubens der Völker für ihre eigne weltliche Macht und ihre Bereicherung. Diese und ähnliche Wahrheiten pflegen die Katholiken aus ihrem Gesichtsfelde zu bannen, wie es andere Leute mit andern unbequemen Tatsachen tun; gibt es doch in dieser reichen und bunten, je länger, desto reicher und bunter werdenden Welt genug erfreuliche Dinge, mit denen man sein Sehfeld füllen, und an deren Anblick man sich erlaben kann.

Kulturelles aus der Türkei. (Soziale Zustände, Familienrecht, Polygamie.)

Von Kesnin-Bey.

Wenn man bei uns auf den Niedergang der Völker des Orients zu sprechen kommt, ist man nur zu leicht geneigt, die Schuld daran dem Islam zuzuschreiben. Damit tut man indessen der Religion Mohammeds unrecht, denn sie ist der Zivilisation nicht feindlicher als irgendein anderes Bekenntnis. Der Islam hat jene eigenartige Welt geschaffen, die wir den Orient nennen, und alles das, was ihr das charakteristische Gepräge verleiht, ist ihm zu danken.

Nach muselmännischen Anschauungen faßt die Religion in sich alles zusammen und enthält alles: Politik, Rechtswissenschaft, Gelehrsamkeit. Die Feinde der Türkei werden stets „Ungläubige“ genannt, ein Krieg ist immer „ein heiliger Krieg“; das Militär kämpft unter der grünen Fahne des Propheten, der Sultan ist gleichzeitig Herrscher und Hoher Priester, Padischah und Kalif.

Den Priestern oder Ulemas haftet nicht, wie bei den Christen, heiliger Charakter an. Sie sind Theologen, Gelehrte. Ulema ist der Plural für alym, gelehrt, und kommt von ylm, Wissenschaft. Auch Richter (Kadis) oder Lehrer (Hodjàs) sind sie. Die heiligen Schriften (Schiriat) bilden die Grundlage aller Gesetze, und in dem Maße, in dem die Beziehungen zum Abendlande ausgedehntere wurden, hat man diesen heiligen Dokumenten gewisse, dem französischen Code entlehnte Bestimmungen zugefügt.

Zweifellos die schädlichste jener Vorschriften, die im Schiriat enthalten ist, ist wohl das Gesetz des Vakufs oder der Stiftungen. Kraft dieses Gesetzes fällt das Vermögen eines kinderlos Verstorbenen den Moscheen zu. Diese Moscheen besitzen heut Land, dessen Ausdehnung man auf den dritten Teil des Reiches schätzt. So nimmt der Besitz der toten Hand, der von jeder Besteuerung frei ist, einen recht großen Teil des Gebietes des Sultans ein. Es bedarf keiner Ausführungen, wie sehr unter einem solchen Gesetz die Staatseinkünfte zu leiden haben und das agrikulturelle Gedeihen des Landes gehindert wird.

Dieser ungeheuere, dem freien Verkehr entzogene Besitz dient nur dazu, die Faulheit eines großen Teiles des türkischen Volkes zu stärken. Denn zahllos ist das Personal dieser Moscheen. Es gibt welche, zu denen mehrere hundert Scheiks (Doktoren), Khatifs, Imams, Muezzins gehören, ganz abgesehen von den Mollahs, die in den Seminaren (Medressehs) wohnen, und den Famlien dieser Priester, Doktoren und Professoren mit ihren Dienstboten und Sklaven. All diese Personen konsumieren nur und produzieren nicht.

Der Türke betreibt weder ein Handwerk noch beteiligt er sich an geschäftlichen Unternehmungen. Ein Sprichwort sagt: „Wissenschaft findet man bei den Franken, Handel treibt der Armenier und der Osmanli besitzt Majestät.“ Dem Türken genügt seine Majestät, aber leider kann man in unserer realistischen Zeit von der Majestät nicht leben.

Handel und Gewerbe überläßt der Türke Leuten, die in seinen Augen einer untergeordneten Rasse angehören. Weder Schuster noch Schneider, weder Händler noch Tischler will er sein. Nur vier Berufsarten erkennt er als seiner würdig an, die des Regierungsbeamten, Soldaten, Priesters und Landbebauers.

Das Wort „Landbebauer“ darf uns aber nicht irre leiten. In der Erkenntnis, daß die großen Zölle und Abgaben ihn jeder Aussicht, einen Nutzen zu erzielen, berauben, produziert der türkische Bauer gerade soviel, wie er für sich selber braucht. Hat er wirklich einmal einen Ueberschuß an Getreide, so vergräbt er ihn, um ihn für das nächste Jahr aufzubewahren. So trägt er nur wenig zu dem Konsum des Landes bei, und die Türkei ist gezwungen, ihren Bedarf an Getreide und Mehl in Ungarn und Rußland zu decken. Als vornehmster Beruf gilt aber dem Türken der Stand des Beamten, und Angehöriger dieses Standes zu werden, ist der Traum seines Lebens. Dabei weiß er recht gut, daß der Beamte schlecht und nur in großen Zwischenräumen bezahlt wird, ja er ist sogar darauf gefaßt, alljährlich den dritten Teil seines Gehaltes zu verlieren. Aber dessenungeachtet sehnt er sich doch nach einer staatlichen Anstellung, denn diese schmeichelt seiner Eitelkeit und in ihr kann er seiner Faulheit frönen. Produziert der Türke als Ackerbauer nur wenig, so produziert er als Beamter gar nichts. Im Gegenteil, er lebt auf Kosten des Staates.

Dasselbe tut der türkische Soldat. Unsummen verschlingt der Militäretat. Dem Priester gewährt das Gesetz des Vakufs den Unterhalt und er produziert ebensowenig wie die anderen drei. In all diesen Fällen ist der Türke immer der Konsument — niemals der Produzent. Aus den Steuern, die die Regierung erhebt, bezieht er seinen Unterhalt. Wer zahlt aber diese Steuern? Die Griechen und die Armenier und die anderen kleineren Völkerschaften, in deren Händen Handel, Industrie und Ackerbau liegen. Mit einem Wort: der Christ unterhält den Muselmann. In seinen träumerischen „Kief" versunken sieht der Türke zu, wie die anderen arbeiten. In seinen Augen ist Arbeit ein Unglück, eine Strafe, ein Zeichen der Inferiorität. Daher fühlt er auch tiefe Verachtung für die Tätigkeit der Christen, und wenn sich ihre Unternehmungen zu rasch entwickeln, sucht er sie zu hemmen und zu unterdrücken. „Tu selber nichts und laß die andern auch nichts tun", könnte der Sinnspruch der Türkei sein. Hierin haben auch all jene kleinen, ärgerlichen Intrigen, all jene verkehrten Maßregeln der Regierung, die schließlich auch den tatkräftigsten und energischsten Mann, der im Orient ein Unternehmen durchführen will, mürbe machen, ihren Grund.

Eine andere Eigentümlichkeit des Gesetzes ist die, daß der Türke einen Gegenstand, den er früher einmal besessen hat, von seinem jetzigen Eigentümer durch eine dritte Person zurückverlangen kann, ohne daß er dafür eine Entschädigung zu leisten braucht. Dieses Gesetz wird natürlich sehr mißbraucht. Falsche Zeugen sind in der Türkei leicht zu haben, auf offenem Markte findet man sie, und wenn es gilt, einen Fremden zu betrügen, sind sie um so williger. Auf die bloße Aussage eines dieser gedungenen Zeugen kann der Türke sich jeden Gegenstand, den er haben will, aneignen. Infolgedessen kann man Gelder gegen Verpfändung von Sachen nicht ausleihen, denn wenn der Schuldner unehrlich ist, so kann er ja leicht die Rückgabe seines Pfandes erzwingen, ohne das Darlehn zu erstatten. Wucherer legen auf Grund dieser Bestimmung ihren unglücklichen Gläubigern die härtesten Bedingungen auf; Scheinverkäufe finden statt und Zinsen von ein bis zwei Prozent wöchentlich werden gezahlt. Vielleicht in keinem Lande sind die Kniffe und Schliche der Wucherer so entwickelt wie in der Türkei. Kurz erwähnt sei hier nur noch, daß die Richter bestechlich sind, und daß die Aussichten auf den glücklichen Ausgang eines Prozesses von dem Vermögen des Klägers abhängen. Neben der Bestechlichkeit findet man aber auch bei den Richtern einen ganz gemeinen schrankenlosen Servilismus. Es ist vollkommen hoffnungslos, einen hohen Beamten zu verklagen, und steht der Beamte zu dem Hofe in Beziehungen, so wird der Kläger, ohne daß er überhaupt zu Worte kommt, abgewiesen. In den meisten dieser Fälle handeln die europäischen Konsuln und Anwälte sehr vernünftig, wenn sie ihren Landsleuten raten, die ihnen zugefügte Unbill schweigend zu ertragen.

Aber nicht nur Richter, sondern auch Lehrer sind die Ulemas. Leider läßt sich über das öffentliche Unterrichtswesen nicht viel Gutes sagen. Denn trotz aller Anstrengungen der Regierung liegt noch alles in den Kinderschuhen. Außer dem großen franko-türkischen Gymnasium zu Galata-Serai gibt es in Konstantinopel mehrere gute türkische Volksschulen. Auch in den größeren Städten des Reiches sind solche errichtet worden; es fehlen ihnen nur die Schüler, die sie besuchen, und Lehrer, die daran unterrichten. In den Dörfern besteht der Schulunterricht darin, daß ein Hodjà den Bauern-

kindern die Anfangsverse des Korans vorliest oder, richtiger gesagt, vorsingt. Dieses Psalmodieren wird stets von rhythmischen Schwingungen des Körpers begleitet, und ohne dieses Hin- und Herbewegen des Körpers scheinen die Orientalen den Gegenstand, den sie lehren oder der ihnen gelehrt wird, nicht recht geistig verarbeiten zu können. So schön und melodisch die türkische Sprache dem Ohre klingt, so hat sie doch den großen Nachteil, daß sie so schwer zu lesen und zu schreiben ist, daß sie der großen Masse unzugänglich bleibt. Um sie nur einigermaßen zu lesen undzu schreiben, muß man Persisch und Arabisch gelernt haben. Das ist wohl der hauptsächlichste Grund, daß die niederen Volksklassen in hoffnungsloser Unwissenheit verharren, und auch den meisten Fremden bleibt die geschriebene Sprache ein Buch mit sieben Siegeln.

Vor einer Reihe von Jahren hat man in Japan damit begonnen, die Sprache des Landes in europäischen Buchstaben zu schreiben. Das sollte man mit der türkischen auch machen, und eine einheitliche Methode einer derartigen Transskription würde die Beziehungen zwischen Orient und Okzident auf ganz wunderbare Weise erleichtern. Die Armenier haben diesen Gedanken schon verwirklicht, denn in Stambul erscheinen mehrere Zeitungen, die türkisch geschrieben, aber in armenischen Lettern gedruckt sind. Hauptsache dabei wäre freilich, daß man eine einheitliche Transskription wählt, denn jetzt hat jeder Grammatiker seine eigene Art. Zweifellos würde eine solche Neuerung einen großen Sturm der Entrüstung bei den Ulemas entfesseln; sie leben jetzt schon in steter Angst, daß die heiligen Bücher übersetzt werden könnten, und es ist den Europäern sogar verboten, den Koran aus der Türkei mitzunehmen.

Bisher haben wir uns nur mit dem bürgerlichen und öffentlichen Leben beschäftigt, jetzt wollen wir einen Blick auf die Einrichtung der Familie werfen. Mit anderen Worten, wir wollen von der Polygamie sprechen, einer Einrichtung, über die man im Abendlande so leicht geneigt ist, zu spotten und die Achsel zu zucken. Wer indessen die Polygamie von einem nüchternen Standpunkte aus betrachtet, wird in ihr durchaus nicht die Hauptursache des Verfalls der Völker des Orients, als die man sie so oft hingestellt, sehen. Im Prinzip wenigstens ist sie nichts weiter als ein Zugeständnis, das man der Ungebundenheit des Mannes gemacht hat; eine andere Auffassung des Familienlebens stellt sie dar. Freilich muß man zugeben, daß sie die Frau in einem Zustande bürgerlicher und gesellschaftlicher Untergeordnetheit hält, aber von einem privaten Gesichtspunkte aus betrachtet, ist die Frau doch Herrin in ihrem Hause. Ebenso wie im Okzident ist sie in jedem Sinne des Wortes die Mutter der Familie.

Die komischen Begriffe, die man in Europa von dem Leben in den Harems hat, wird man aufgeben müssen. Spricht man an den Ufern der Spree oder Seine von einer türkischen Familie, so stellt man sich einen feurigen, mit Turban geschmückten Pascha vor, in ein loses, goldgesticktes Gewand gekleidet, dem zur Seite das Schwert hängt und der eine Nargileh raucht, während seine Frauen, halb verschleiert in Gazegewändern, ihn in verführerischen Stellungen umgeben. Als eine Art von Laokoon denkt man ihn sich, den aber nicht Schlangen, sondern die warmen Körper und kosenden Gliedmaßen üppiger Odalisken umringen.

In Wahrheit ist aber die Polygamie etwas ganz anderes. Diese kleinen Vergnügungen widersprechen geradezu dem muselmännischen Gesetz. Nach diesem Gesetze ist

der Mann verpflichtet, jeder seiner Frauen besondere Wohnung zu gewähren, in der sie mit ihren Kindern und Dienstboten leben kann. Jede Frau, gleichviel von welchem Alter, aus welcher Religion oder von welchem Volke sie sein mag, hat Anspruch auf dieselbe Behandlung. Soweit geht die Fürsorge des Korans, daß er allen Frauen dieselben ehelichen Vorrechte sichern will, und er legt den Männern gewisse Verpflichtungen auf, die zu erfüllen diesen häufig recht schwer fallen mag. Donnerstag ist der ersten Frau vorbehalten, und der Mann muß dann sein möglichstes tun, ihr einen Beweis seiner ehelichen Liebe zu geben. All das vollzieht sich indessen ganz natürlich und unauffällig, ohne wüste Orgien und ohne jeden Ausbruch ungezügelter Sinnlichkeit. Eine türkische Familie setzt sich aus mehreren für sich bestehenden Familien zusammen, die in dem Manne ein gemeinsames Oberhaupt haben.

Es ist klar, daß aus diesem System der Mann den größten Nutzen zieht. „Bei euch," so äußerte einst ein Türke zu einem Europäer, „kommt es sehr oft vor, daß eure Frau in schlechter Laune oder verstimmt ist; wir hingegen können sicher sein, daß eine unserer Frauen uns mit Freuden bewillkommen wird." Und ein anderer setzte hinzu: „Die europäische Frau gibt es bald auf, ihrem Mann gegenüber liebenswürdig zu sein, die muselmännische Frau hingegen sucht stets ihrem Manne zu gefallen, denn sie fürchtet ihre Nebenbuhlerinnen, und alle ihre Kräfte bietet sie auf, um Einfluß auf ihren Mann zu gewinnen und ihren Kindern eine glückliche Zukunft zu sichern."

Man darf auch nicht vergessen, daß der Türke, der echte Türke, der durch das Leben in Konstantinopel noch nicht korrumpiert ist, ein Familienmensch ist. Er kennt keine anderen Vergnügungen als die, die ihm sein eigenes Heim bietet. Er gehört keinem Klub an und besucht auch keine Theater oder Konzerte; Vergnügungen locken ihn nicht, denn es gibt ihrer ja nur wenige oder gar keine. In sehr jugendlichem Alter, mit sechzehn oder siebzehn Jahren verheiratet, kennt der Türke kein größeres Vergnügen, kein vollkommeneres Glück als das, recht viele Kinder zu haben. Wie ganz anders ist dies doch als unsere Vorstellung von den verführerischen Odalisken, deren Bilder man im Orient übrigens nur auf Cakesbüchsen zu sehen bekommt!

Was wir eben gesagt haben, bezieht sich auf das türkische Familienleben, wie es einst war und wie es noch in den Provinzen ist. Man braucht wohl nicht erst zu sagen, daß in Konstantinopel solch patriarchalische Zustände längst geschwunden sind. Hier ist die Polygamie zum bloßen Mittel geworden, die Sinnlichkeit zu reizen, und dadurch mag sie wohl zum Verfall und zur Erschlaffung der Nation mitbeigetragen haben. Der Türke in Konstantinopel ist nicht mehr der Held früherer Zeiten, von dem das Sprichwort sagt: „Stark wie ein Türke!", ein kleines, verschrumpeltes Männchen ist er, der der Schwindsucht und noch fürchterlicheren Krankheiten zum Opfer fällt.

Die Polygamie, wie sie in dem eben erwähnten Sinne aufgefaßt wird, muß sich selber vernichten, und das ist auch tatsächlich geschehen. Sobald die Polygamie keinen anderen Zweck hat, als eine große Familie mit mehreren Zweigen und einen Mann als Stamm des Baumes zu schaffen, muß sie das Mittel werden, dem Manne beständig neue Frauen zuzuführen; sie wird dann zur Ausschweifung im eigenen Hause. Weit einfacher und auch weit billiger ist es aber, auf die Polygamie vollständig zu verzichten und lieber zur Verstoßung, die ja nach mohammedanischem Gesetz sich sehr einfach

und leicht vollzieht, seine Zuflucht zu nehmen. „Warum," so fragte einst ganz naiv ein Türke, „soll ich gezwungen sein, länger mit meiner Frau zusammen zu leben, wenn sie das nicht tut, was ich will?" Tatsächlich wird die Polygamie von Tag zu Tag seltener, und das aus verschiedenen Gründen. Erstens, trotz seiner so offen zur Schau getragenen Verachtung für europäische Zivilisation sucht der Osmanli doch so viel als möglich, abendländische Sitten und Gewohnheiten nachzumachen. Jetzt gilt es als sehr „schick" (die Türken haben auch dieses Wort sich angeeignet) nur eine Frau zu haben. Die Polygamie ist aus der Mode gekommen. Zweitens sind die finanziellen Verhältnisse auch beim Privatmanne in der Türkei so schlecht geworden, daß jetzt nicht einmal ein reicher Mann die hohen Kosten aufwenden kann, die die getrennte Unterhaltung mehrerer Frauen erfordert. Jede Frau muß ihre eigene Zimmerflucht und mindestens vier bis fünf Dienerinnen haben. Das verursacht aber große Kosten, und der Türke hat wohl noch mehrere Frauen, aber eine nach der andern. Aus Sparsamkeit wird er zum Monogamisten. Drittens muß man aber den Einfluß der Frau selbst mit in Rechnung ziehen. In dem Maße, in dem die jungen türkischen Mädchen gebildeter und unterrichteter werden, in demselben Maße lernen sie die Stellung, die ihre abendländischen Schwestern einnehmen, besser schätzen und würdigen, und mit allen Kräften kämpfen sie gegen eine Einrichtung, die für sie ebenso schädigend wie demütigend ist. Unmittelbar nach ihrer Verlobung läßt sich ein Mädchen aus guter Familie von ihrem Bräutigam das Versprechen geben, daß er niemals eine zweite Frau nehmen wird. Was aber das Glück der jungen Frau am meisten bedroht, ist die Verstoßung, und nicht die Polygamie. Wir müssen bekennen, daß erstere viel unmoralischer als letztere ist. In dem Grade wie die Polygamie schwindet, wird die Moral loser und lockern sich die Familienbande.

Die Formalitäten der Ehe und Scheidung sind an sich einfach genug. Vor der Trauung wird der Betrag der Mitgift der Braut festgesetzt und ebenso der der ihr zukommenden Schadloshaltung, falls sie verstoßen werden sollte. Auf dem Lande wird armen Mädchen diese Entschädigung im voraus gezahlt, da man fürchtet, daß an dem verhängnisvollen Tage kein Geld mehr da sein und die arme Frau dann ohne alle Mittel dastehen könnte. Die Ausstattung der Braut besteht aus ihrer Wäsche, dem Brauthemde und einem Schleier. Der Bräutigam muß sie mit einem Feradji oder Ausgehmantel, einem Spiegel, Seife und Servietten versehen. Das sind die Hauptbestandteile des Trousseaus, die bei reichen Leuten von größter Kostbarkeit sind. Das neuvermählte Paar empfängt den Segen ihrer Religion vom Imam, sodann wird die mit ihrem Schleier geschmückte Braut in das Brautgemach geführt, und nachdem sie und der Bräutigam hier ein Gebet gesprochen, darf der junge Gatte ihr den Schleier abnehmen und nach Herzenslust die Reize seiner Zukünftigen bewundern, die bisher seinen Blicken halb verborgen waren. Liegt in solch einfacher Zeremonie nicht etwas Natürliches und Anmutiges? Sicherlich ist sie weniger anstrengend als der Lärm und die Aufregung, die Hochzeiten in zivilisierten Ländern zu begleiten pflegen.

Soviel von den guten Seiten des türkischen Ehelebens, jetzt zu seinen Schattenseiten. Wenn der Türke seine Frau verstoßen will, zahlt er ihr die vorher vereinbarte Summe und erhält dann vom Imam ein viereckiges Stück Papier, auf dem die religiöse Formel steht, die ihn zur Scheidung der Ehe bevollmächtigt. Dann mag der Ehe-

gatte den geweihten Satz aussprechen: „Avretim bosh ola“ (Meine Frau soll frei sein!). Nur der Mann kann eine Scheidung beantragen, doch kann die Frau in gewissen Fällen vom Mann verlangen, daß er die Scheidung beantrage, unter anderen auch dann, wenn er ihr nicht genügend Geld zum Unterhalt gewährt; wenn er vom wahren Glauben abgefallen ist, oder wenn es beiderseitiger Wille ist, die Ehe aufzulösen. Dieses Scheidungsgesetz, das den Mann zwingt, die Mitgift wieder herauszuzahlen, ist in den Händen junger Frauen aus reicher Familie eine wirksame Waffe.

Will ein Mann seine geschiedene Frau wieder zurücknehmen, so muß diese erst einen anderen Mann heiraten, wenn auch nur auf eine Nacht. Zu diesem angenehmen Geschäft sucht man mit Vorliebe blinde Leute. Außer seinen vier rechtmäßigen Frauen kann der Türke soviel Sklavinnen haben, wie er will, aber jede, die ihn mit einem Kinde beschenkt, muß er heiraten. Offiziell hat ja der Handel in weißem Fleische aufgehört und die Sklaven-Bazare sind feierlich geschlossen worden. Dessenungeachtet blüht aber doch der Sklavenhandel. Um das Top Hanè-Ursenal herum stehen Hans von Cirkassiern, in denen schöne Mädchen feilgehalten werden. Ein junges Mädchen kostet 2500 bis 3000 Francs, der Preis steigt aber bis 10 000 Francs und noch höher. Die cirkassischen Mädchen lassen sich gern als Sklavinnen verkaufen, denn das bequeme Leben in einem türkischen Harem erscheint ihnen angenehmer als das traurige, elende Dasein, das ihre Schwestern in ihrer Heimat führen.

Was wir über die Polygamie gesagt haben, gilt auch vom Fanatismus, den man den Türken so sehr vorwirft. Der Fanatismus hat indessen in keiner Weise die Auflösung der orientalischen Moral verschuldet, im Gegenteil, ein solches Gefühl bedeutet für ein Volk, zumal für ein theokratisches Volk, ein Gefühl der Kraft. Der Fanatismus hat Türken und Araber groß gemacht. In dem Gläubigen, der aus freien Stücken allem entsagt; der Hunger, Kälte und Ermüdung ohne Murren erträgt; der sich wie ein Märtyrer in den Kampf stürzt und wie ein Held stirbt — in ihm haben wir das vollkommenste Bild des Soldaten, der Reiche groß und mächtig macht. In einem Staate, in dem Religion und Land fest und unwandelbar sind, ist der Fanatismus die reinste Form von aufrichtigem Patriotismus.

Der türkische Fanatismus, der Haß, den die Bekenner des Islams gegen alle anderen Religionen empfinden, ist an und für sich ganz logisch. Wir wollen den Islam durchaus nicht in Schutz nehmen, aber wir verstehen es recht gut, warum die Muselmänner sich als etwas Besseres wie die übrigen Menschen dünken. Was ist denn die Religion Mohammeds anders als eine erhabene Form des Deismus, die sich auf den Glauben an einen einzigen, allmächtigen und ewigen Gott gründet, auf die Lehre der Vergeltung im Jenseits, auf brüderliche Liebe, auf den Schutz der Schwachen und die Achtung vor dem Gesetz? Eine Religion, die keine Dogmen, keine Symbole und Mysterien kennt. Daher hält der Türke naturgemäß seine Religion als eine höhere und reinere als jede andere, weil sie weniger materiell ist. An den klaren, einfachen Begriff eines Gottes und eines göttlichen Gesetzes, das von begeisterten Männern ausgelegt wird, ist er gewöhnt. Wie kann sein Geist ein so kompliziertes Dogma wie das der Dreifaltigkeit, das doch die Grundlage aller christlichen Religionen bildet, begreifen? Was soll er von den geheimnisvollen Lehren der Eucharistie oder von der Verehrung gewisser

wunderwirkender Bilder oder Reliquien denken? Ihm erscheint dies als Götzendienerei gröbster Art. So kommt es denn auch, daß alle Bemühungen der Christen, Muselmänner zu bekehren, fruchtlos sind. Andererseits macht der Islam zahlreiche Proselyten, namentlich in Afrika. Der Verfall der Türkei kann also niemals der Lehre Mohammeds zugeschrieben werden. Er ist nur die verhängnisvolle Folge davon, daß die Osmanli das aufregende Leben des Kampfes und der Eroberung ihrer Vorfahren durch ein weichliches, sinnliches Dasein ersetzt haben.

21 Briefe Tolstois. Von Adolf Heß.

Nachstehende Briefe des Grafen Leo A. Tolstoi, die hier zum ersten Mal in deutscher Sprache veröffentlicht werden, und die dem zukünftigen Biographen Tolstois eine Menge neuen Materials bieten, umfassen die Zeit von 1873—1877, in der der russische Weltweise, damals noch nicht Asket, auf dem Gipfelpunkt seines literarischen Schaffens und zugleich, in der Vollkraft seiner Mannesjahre, auf der Höhe seiner praktischen Tätigkeit stand. „Krieg und Frieden", die große Epopöe aus der Zeit Napoleons I. in Rußland, war von 1865—1868 erschienen. Dann folgten mehrere Volksschriften und 1878 der Roman „Anna Karenina", der Tolstois Ruhm im Auslande begründete. Ferner ist der vielseitige Mann damals mit dem Studium russischer Altertümer, namentlich der Bylinen beschäftigt, alter Heldenlieder, die sich, durch mündliche Ueberlieferung, in vielen Gegenden des Zarenreiches bis auf die Neuzeit erhalten haben. Das Studium der Altertümer, ein Gebiet übrigens, auf dem Tolstois Namensvetter, der Verfasser der „Sünderin", Graf A. Tolstoi, weit mehr geleistet hat als Leo Tolstoi, — brachte diesen mit dem Forscher und Schriftsteller Golochwastow zusammen, an den diese Briefe gerichtet sind.

P. D. Golochwastow lebte von 1838—1891 und heiratete 1863 Olga Andrejewna, von deren schriftstellerischer Tätigkeit Tolstoi mehrfach schreibt. Sie hinterließ eine ganze Anzahl Bühnendramen, die am Kaiserlichen Theater in Petersburg mit Erfolg gegeben wurden. Das Ehepaar Golochwastow hatte viele Reisen gemacht und sich einen für russische Verhältnisse ungewöhnlich weiten Horizont angeeignet. Die Bekanntschaft mit Leo Tolstoi und seiner Gattin fällt in den Anfang der siebziger Jahre. Das Verhältnis der beiden Ehepaare zu einander scheint einen mehr literarischen als freundschaftlichen Charakter gehabt zu haben. Tolstois Frau hatte offenbar andere Interessen als die kinderlose, schriftstellernde Frau Golochwastow und ihr Gatte, der Tolstoi als Gelehrter näher stand, denn als Schriftsteller; von Golochwastows Dramen in Bylinenversen ist Tolstoi ganz und gar nicht entzückt. Auch war Golochwastow ein ausgesprochener Gegner von Tolstois späteren radikalen, sozial-ethischen Ansichten. In wissenschaftlicher Hinsicht harmonierte man dagegen gut miteinander. Golochwastow war ebenfalls ein vielseitiger Mann — nebenbei bemerkt, hat er auch über die gegenwärtig akut gewordene Semstwofrage geschrieben. Sein letztes Werk behandelt die „Gesetze des russischen Verses", wozu Tolstoi ihn anregte, als er Volksbylinen- und Märchen für seine Fibel bearbeitete.

Tolstoi hatte schon früher auf seinem Gut „Jaßnaja Poljana" praktisch Pädagogik betrieben, indem er eine Freischule für das Volk gründete und theoretisch seine Ansichten in einer Zeitschrift darlegte. Die von ihm verfaßte Fibel ist uns ein weiterer Beweis für seine Tätigkeit in dieser Hinsicht.

Außer dem Schriftsteller, Gelehrten und Pädagogen Tolstoi tritt uns aber in den Briefen noch eine andere, höchst sympathische Gestalt entgegen: das ist die des begüterten, praktischen Landedelmanns und des sorgsamen Familienvaters und Gatten. Hier liegt der Hauptreiz der Veröffentlichung. Rührend, wie der berühmte Schriftsteller, in dessen Kopf gewaltige Pläne ruhen,

und der gerade damals, in „Anna Karenina“, die ehebrecherische Liebe so unübertrefflich, verführerisch und abstoßend zugleich schildert, sich um das Wohlergehen der eigenen Frau zärtlich ängstigt und müht; wie er jede Einzelheit im Haushalte verfolgt, den Kindern gute Lehrer zu verschaffen sucht und aufmerksam ihre Entwicklung beobachtet. Da tut man reizende Einblicke in das intime Familienleben eines großen Mannes! Sehr im Gegensatz zur späteren Zeit ist Tolstoi damals als guter Hausvater, echt bismärckisch, auf Sicherung seiner materiellen Lage — sein Vermögen betrug etwa 600 000 Rubel — und Mehrung seines Wohlstandes bedacht; sorgsam wird die Wirtschaft auf den ausgedehnten Besitzungen besichtigt, es wird Land hinzu gekauft, Verkehr mit den Nachbarn gepflogen, neue Beziehungen werden angeknüpft usw.

Alles das geschieht mit großem Ernst und weiser Behutsamkeit. Selten nur tritt in den Briefen der Grübler und Zweifler hervor, der innerlich mit allem, was er beginnt, unzufrieden ist; für gewöhnlich läßt ihm seine Tätigkeit keine Zeit dazu: „Bis über beide Ohren in Arbeit stecken“ ist seine Losung, und aus dieser Stimmung sind die vorliegenden Briefe geschrieben und zu verstehen.

I.

1873.

Heute erst habe ich Ihre Bücher erhalten, sehr verehrter Paul Dmitrijewitsch (Golochwastow), und kann Ihnen nicht genug danken. Ich hoffe, Sie bis zu der Zeit zu sehen, wo ich das lesen werde, was ich aus ihnen brauche.

Werden Sie lange in Moskau verweilen? Ist Hoffnung, Sie im Januar wiederzusehen?

Gott gebe Ihnen Erfolg bei Ihrer Arbeit. Man braucht diese Worte so oft unaufrichtig, daß ich besonders betone, daß ich mich mit ganzer Seele nicht nur für Ihre Arbeiten, sondern für Ihre ganze geistige Tätigkeit interessiere, die eine große Zukunft hat.

Ich rufe Sie jetzt nicht zu mir, wenn es im Februar nicht zu spät wird; denn ich befinde mich den ganzen diesjährigen Winter über in einem sehr schweren, anormalen Zustande. Ich quäle mich selbst, rege mich auf, bin entsetzt vor dem, was mir bevorsteht, bin verzweifelt, schöpfe wieder Hoffnung und habe die Ueberzeugung, daß nichts als Qual dabei herauskommt. Ich hoffe, bis zum Februar die Ruhe wiederzufinden. Jetzt aber bin ich mir so unausstehlich, daß es für andere unerträglich sein muß. Also bitte, schreiben Sie Ihre Pläne nächste Woche; ich richte mich danach; Sie zu sehen und Ihnen näher zu kommen, wünsche ich sehr.

12. Januar. ——— Ihr L. Tolstoi.

II.

1873.

Ich werde gewissenlos. Kaum habe ich auf Ihr Anerbieten verzichtet, da brauche ich schon drei Bücher. Ich sah in Ihrem vorletzten Briefe nach — zwei von ihnen stehen darin: Korb und Jessipows Raskolnikwerk*). Wenn ich Ihnen nicht zur Last falle, schicken Sie sie bitte. Das dritte Buch ist Kyrillow's Statistik, die Ustrjalow**) erwähnt. Wenn sie käuflich zu haben ist, so (verzeihen Sie um Gottes willen) kaufen Sie sie für meine Rechnung, wenn Sie bei Solowjew sind, und schicken Sie sie mir bitte. Ich bin in meinem Studium jener Zeit (wie Sie richtig erfahren haben) schon bis zu dem Grade

*) Raskolniki sind die Anhänger einer altgläubigen Dissidentensekte.

**) N. Ustrjalow ist ein bekannter Biograph Peters des Großen.

vorgeschritten, wo man sich wie in Zauberkreisen zu drehen beginnt. Von verschiedenen Seiten wird stets ein und dasselbe wiederholt, und man weiß nicht, von wo. Wie ist das nur möglich?

Ich hoffe noch auf die Stammbäume. Wissen Sie nicht, ob etwas in der Art existiert? Namentlich für Scheremetjews und Uprakśins*). Andererseits bin ich zu der Periode gelangt, wo man nach gründlicher Lektüre der stets lügenhaften, vom abgeschmackten europäisch-heroischen Standpunkt verfaßten Zeitbeschreibungen eine wahre Wut empfindet und von dem Wunsche beseelt, den Zauberkreis dieser Fälschungen zu durchbrechen, die so nötige Ruhe und Aufmerksamkeit verliert.

Ihr Brief war mir sehr angenehm. In guten Augenblicken denke ich annähernd ebenso; aber es ist angenehm, von außen eine Bestätigung zu erhalten.

Ich will Ihnen auch einen von Herzen kommenden Rat geben; dieser ist aber nicht angenehm, wenngleich Sie wahrscheinlich selbst wissen, was ich sagen werde. Leben Sie nicht in Moskau. Leuten, denen eine angestrengte geistige Tätigkeit obliegt, drohen zwei Gefahren: Zeitungen und Reden. Gegen die erste sind Sie, denke ich, gewappnet; die zweite dagegen scheint Ihnen zu drohen. Sie sprechen gut; man hört Sie gern, weil Sie etwas zu sagen haben; aber das ist eben das Leiden. Und je klüger die Leute sind, mit denen Sie reden, um so schlimmer. Für kluge Leute holt man selbst die „Füllung aus der Pastete". Es ist doch nicht nötig, daß sie, wie Hunde, das Essen beschnüffeln, das zum Fest bereitet wird.

Ich muß bald nach Moskau und muß an Ihre Adresse denken, um Sie zu treffen. Meine Adresse ist stets: Tula.

24. Januar. Ihr L. Tolstoi.

III. 1873. Februar 15.

Ich bin gestern angekommen und glaubte den ganzen Tag, ich würde bei Ihnen vorsprechen können; hab's aber nicht fertig gebracht. Heute bin ich von 3 Uhr ab frei. Treffe ich Sie zu Hause, oder wollen Sie zu mir kommen? . . . Dussaut Nr. 28.

Ihr L. Tolstoi.

IV. 1873.

Schon Mitte der zweiten Woche und von Ihnen, Paul Dmitrijewitsch, keine Kunde und kein Telegramm. Ich fürchte, Sie sind noch nicht aufs Land gereist und strafen mich so dafür, daß ich Ihre Bereitwilligkeit, zu uns zu kommen, nicht rechtzeitig benutzt habe. Das wäre sehr traurig. Auf dem Lande würden wir über Vieles sprechen, was uns beide beschäftigt, und würden uns gegenseitig besser kennen lernen können.

Wenn Sie in Moskau Ihre Absicht nicht aufgegeben haben, so handeln Sie am besten so: fahren mit dem Personenzug — ich glaube um 9 Uhr morgens oder um die Zeit herum aus Moskau, und schicken von der Station Moskau ein Telegramm nach

*) Russische Adelsgeschlechter.

Koslowka*); dann würde ich um 5 Uhr Sie in Koslowka abholen, und Sie kommen zum Mittagessen zu uns. Ist es Ihnen aber um 9 Uhr zu früh, so fahren Sie um 12 (mittags) aus Moskau, und man fährt Ihretwegen nach Tula und Sie kommen um 8 zu uns.

Ich hoffe auf Wiedersehen.

1. März. ——— Ihr L. Tolstoi.

V. 1874.

Sie machen mir mit Recht einfach Unhöflichkeit zum Vorwurf, Paul Dmitrijewitsch; auf Ihre beiden mir so angenehmen Briefe und auf die Buchsendung habe ich bis jetzt nicht geantwortet. Ich bin wenigstens trotz der Zuversicht, daß unsere guten und freundschaftlichen Beziehungen während der herrlichen Tage, die wir miteinander verbracht, engere geworden sind, darüber erschrocken, als mir einfiel, daß ich Ihnen nicht geantwortet, für die Bücher und hauptsächlich für Ihren Besuch bei uns noch nicht gedankt habe. Das ist daher gekommen, daß ich, vor zehn Tagen, Ihnen einen langen Brief schrieb; ich schrieb aber etwas in dem Briefe, was ich, nach reiflicher Ueberlegung, für besser ungeschrieben hielt, und sandte den Brief nicht ab; einen anderen habe ich aber bis jetzt nicht geschrieben.

Was ich geschrieben und nicht abgeschickt habe, bezog sich auf mich; ich habe es nicht abgeschickt, weil es verfrüht war. Ich freue mich von Herzen, daß Sie sich von Moskau losgerissen und (wahrscheinlich jetzt schon) an die Arbeit gemacht haben. An welche? Bitte, teilen Sie es mir mit; es interessiert mich sehr. Ich habe, wie Sie wissen, am meisten für die Novellen in Prosa übrig, dann für die Bylinen (Heldenlieder), und erhoffe am wenigsten von dem Drama. Uebrigens ist das Ihre Sache, ganz Ihre. Bei Ihrer Aufrichtigkeit, Ihrer reinen Liebe zur poetischen Tätigkeit muß etwas Gutes herauskommen. Haben Sie kürzlich Puschkins Prosa gelesen? Tun Sie mir den Gefallen — lesen Sie zuerst alle „Novellen Bjelkins“**), die muß jeder Schriftsteller auswendig lernen. Ich habe es neulich getan und kann Ihnen den wohltätigen Einfluß, den diese Lektüre auf mich hatte, gar nicht wiedergeben.

Wodurch ist ein solches Studium wichtig? Der Bereich der Poesie ist unendlich, wie das Leben; aber alle Gegenstände der Poesie sind von aller Ewigkeit her in eine bestimmte Rangordnung eingeteilt, und die Verwechslung der niedrigsten mit dem höchsten, die Einschätzung des Niedrigsten als des Höchsten ist einer der hauptsächlichsten Steine des Anstoßes. Bei großen Dichtern, bei Puschkin, ist diese harmonische Regelmäßigkeit der Bestimmung der Gegenstände zur Vollendung gebracht. Ich weiß, daß man das nicht analysieren kann, aber man empfindet es und eignet es sich an. Das Lesen begabter, aber unharmonischer Schriftsteller (ebenso ist es in der Musik, Malerei) erregt und spornt gleichsam zur Arbeit an, erweitert den Gesichtskreis; aber das ist eine Täuschung; die Lektüre Homers, Puschkins dagegen verengert den Gesichtskreis, und wenn sie zur Arbeit treibt, so ist das keine Täuschung.

Meine Frau dankt Ihnen, daß Sie ihrer gedacht, und schickt Ihnen Grüße. Ich bitte, Olga Andrejewna meinen Gruß zu übermitteln.

März. ——— Ihr L. Tolstoi.

*) Koslowka-Saßjeka ist die nächste Eisenbahnstation bei Tolstois Gut Jaßnaja Poljana, $3^1/_2$ km von dort entfernt.

**) Puschkins Novellensammlung.

VI. 1874.

Sehr, sehr gefreut habe ich mich über Ihren Brief, teurer Paul Dmitrijewitsch, und über alles, was Sie mir schreiben. Ich werde Sie natürlich erwarten, aber schreiben Sie mir 8 Tage vorher, damit ich Ihnen antworten und mitteilen kann, daß bei uns alles wohl ist. Bis jetzt steht alles gut, aber ich erwarte die Niederkunft meiner Frau und habe aus einem bestimmten Grunde dieses Mal große Furcht. Bitte, bringen Sie auch den jungen Schatilow mit; er gefällt mir sehr. Was Sie von Ihrer Arbeit schreiben, regt mich auf. Sie glauben nicht, wie ich Ihnen Erfolg wünsche (keinen äußeren — Sie verstehen mich), und ich bin aus einem bestimmten Grunde besorgt um das Epos in Versen. Aber wir werden sehen und nachdenken und uns gegenseitig die Wahrheit sagen, nämlich das, was wir denken. Nur die Hoffnung dürfen Sie nie und unter keinen Umständen aufgeben. In Ihnen steckt alles, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Was — weiß ich nicht. Wir werden dieses Jahr nirgendwohin reisen. Deswegen sehen wir uns sicher noch im Sommer.

Wenn Sie zu mir kommen — bitte, bringen Sie Ihre Papiere mit — alles, was Sie an der Bearbeitung der Bylinen getan oder zu tun versucht haben. — Schon aus dem, was Sie mir schreiben, sehe ich, daß Sie viel geleistet und in diesem Dickicht viel gesäubert haben. Ich habe schon früher eingestanden, daß für diese Arbeit niemand mehr Instinkt hat als Sie. Und wie weit ich, bei meiner jetzigen Beschäftigung, von dieser Welt auch entfernt bin, ihre Bedeutsamkeit vergesse ich nicht eine Minute.

Ihrer Frau bitte ich meinen herzlichen Gruß zu bestellen. Frau Urussow sagt mir, sie hätte einen Roman fast niedergeschrieben. Ist er gedruckt? Und wo?

11. April. Von ganzem Herzen Ihr L. Tolstoi.

VII. 1874.

Ich schreibe Ihnen zwei Worte, liebenswürdiger Paul Dmitrijewitsch, nur um Ihnen zu sagen, daß wir leben und gesund sind — zu „acht statt zu sieben; und wenn Schatilow und Sie es sich nicht anders überlegt haben mit dem Aufenthalt bei uns, werden wir uns über Sie, wie stets, sehr freuen.

2. Mai. Ihr L. Tolstoi.

VIII. 1874.

Ich habe Ihnen nach dem „Slawjanski-Basar“*) geschrieben, liebenswürdiger Paul Dmitrijewitsch, aber wahrscheinlich erhalten Sie diesen Brief nicht.

Wie sollte ich Ihre Herkunft nicht wünschen? Stets und zu jeder Zeit. Bitte, schicken Sie Ihr Manuskript. Sie glauben nicht, wie schwer Ihr Vertrauen auf mein Urteil gerade deswegen auf mir lastet, weil ich in bezug auf meinen Eindruck sicher die Wahrheit sage, aber nicht verspreche, nur die Wahrheit zu sagen und auch noch mehr sagen werde. Also bitte, kommen Sie. Bei uns sind jetzt viele Leute, aber für Sie finde ich nicht nur eine

*) Hotel in Moskau.

bequeme Unterkunft, sondern, was die Hauptsache, auch Muße, mir Ihren Besuch so viel wie möglich nutzbar zu machen.

Meine Frau hat glücklich einen Sohn geboren, ich danke Ihnen für Ihre Wünsche; sie ist aber jetzt nicht ganz wohl.

18. Mai. Von ganzem Herzen Ihr Graf L. Tolstoi.

IX.

1874.

Es hat mich sehr gefreut, etwas von Ihnen zu hören, teurer Paul Dmitrijewitsch, es hat mich noch mehr gefreut (und besonders meine Frau), daß Sie den Gedanken, im August zu uns zu kommen, nicht aufgegeben haben. Zum 15. möchte ich sehr, sehr gerne zu Schatilows kommen und komme bestimmt, wenn mich nicht etwas Besonderes abhält. Bei uns ist neulich ein für unser Familienleben sehr wichtiges Ereignis passiert: Unsern Deutschen**) bei den Kindern hat man für die Verwaltung gekapert, und auf mich und meine Frau, die wir schon so sehr beschäftigt sind, sind viele neue Lasten entfallen. Ich stehe wegen eines Tschechen, den wir verschreiben wollen, in Unterhandlung; wir wollen aber auch eine Schweizerin für das Mädchen haben. Ich würde auch einen Schweizer statt des Tschechen als Hauslehrer nehmen. Ich wollte an Petrow in Genf schreiben, weiß aber seine Adresse, Namen, Wohnung nicht. Sie verpflichten mich sehr, wenn Sie ihm schreiben, wie Sie — Sie erinnern sich, Sie waren so gütig — es wollten, oder mir seine Adresse schicken. Wir haben jetzt niemanden, als die englische Wärterin, und brauchen einen Hauslehrer für die Jungen und eine Gouvernante für die Mädchen. Ich glaube, daß nicht nur der Gehilfe bei der Erziehung der Kinder, sondern auch der Kutscher, den man mietet — vorher bestimmt ist, und weiß deswegen nicht, wen ich eigentlich nötig habe. Findet sich eine ausgezeichnete — es versteht sich von selbst, daß eine Eigenschaft die Hauptsache: daß es ein gutes Menschenkind ist — eine ausgezeichnete Gouvernante, so mache ich weniger Ansprüche an den Lehrer und umgekehrt. Ich schreibe das deswegen, damit (wer weiß das) Sie bitte an mich denken wollen, falls unter Ihren Freunden, Bekannten ein solcher Mensch ist.

Jedenfalls auf baldiges Wiedersehen. Sie arbeiten nicht umsonst an der Umgestaltung der Bylinen. Ich erwarte es und fordere es von Ihnen. Uebrigens: Faites ce que je dis, ne faites pas ce que je fais. Mein Druck stockt, und ich kann mich nicht zwingen, im Sommer daran zu gehen.

Bitte Olga Andrejewna meinen Gruß zu übermitteln.

Juli. Ihr L. Tolstoi.

**) Dr. Ernst Strenge, Erzieher bei Tolstois Kindern?

(Weitere Briefe folgen.)

Nietzsches Salomé-Affäre.

Von Bernard Scharlitt.

In dem von Bernoulli zusammengestellten und herausgegebenen Nietzsche-Pamphlet Overbecks, das durch den Rattenkönig von Prozessen, den es vor und nach seinem Erscheinen hervorgerufen, zu einer Notorität gelangt ist, die im umgekehrten Verhältnis zu seinem Unwerte steht, sind es namentlich die von Frau Overbeck geschriebenen Kapitel, aus welchen auch der Uneingeweihteste den eigentlichen Zweck dieses Machwerkes deutlich zu erkennen vermag: den bei dem Ehepaar Overbeck seit langem aufgespeichert gewesenen Groll gegen die Schwester Nietzsches endlich zur Auslösung zu bringen. Mit diesen gift- und gallegeschwollenen Kapiteln, in welchen Nietzsches Salomé-Affäre (Frau Overbeck nennt sie das „Lou-Erlebnis") zur „Schilderung" gelangt, sollte der Nachweis für die verhängnisvolle Rolle erbracht werden, die Frau Förster-Nietzsche im Leben ihres Bruders gespielt, sie, „die in ihrer zufälligen Eigenschaft als Schwester ihr Wesen oder auch Unwesen selbst da unerschrocken weitertrieb, wo sie als Geist und Charakter eben nicht hineingehörte". Diesen „Nachweis" erbringt nun Frau Overbeck zunächst in der Weise, daß sie die Schwester Nietzsches mit Mistkarren von Schimpfwörtern wacker beschmeißt, um schließlich zu gestehen, daß sie über die Ursache des Auseinandergehens Nietzsches und des damaligen Fräulein Salomé nicht unterrichtet sei, da Nietzsche ihr gegenüber sich darüber nicht ausgesprochen habe! Ohne also von dem für das richtige Verständnis dieser ganzen, keineswegs erquicklichen Affäre eine conditio sine qua non bildenden Schlußkapitel Kenntnis zu besitzen, nimmt sich Frau Overbeck das Recht heraus, das „Lou-Erlebnis" Nietzsches zu „schildern", und hat trotz dieser eingestandenen Unkenntnis noch die Kühnheit, der Schwester Nietzsches den Vorwurf der tendenziösen Darstellung dieser Angelegenheit in dem 2. Bande der Nietzsche-Biographie zu machen.

Schon der Hinweis auf diese beiden Tatsachen läßt die eigenartige „Methode" der Mitverfasserin des Bernoulli-Overbeckschen Nietzsche-Pamphlets unzweideutig erkennen. In die entsprechende Beleuchtung wird diese aber erst durch einen Brief Nietzsches an seine Schwester gerückt, aus welchem wir erfahren, was der Philosoph von Frau Overbecks Rolle in dieser Affäre gehalten hat. In diesem aus Sils Maria, Anfang August 1883 datierten Brief heißt es von Frau Overbeck wie folgt:

„Gräßlich ist mir ihr Geschwätz über Lou. Rée hatte recht, daß niemand ungeeigneter als Frau Overbeck gewesen ist, um Lou über mich „aufzuklären". Nun gibt sie sich die größte Mühe, anderen Leuten die Schuld aufzubürden, vorzüglich dir. Mit ihrem verkleinernden Auge sieht sie alles falsch; Gutes und Böses, alles kleinlich und säuerlich. Ihre Ermahnungen waren, von aller Unbescheidenheit abgesehen, einfach lächerlich: als ob man den alten Laokoon auffordere, er möge doch seine Schlangen überwinden. Uebrigens ist es wohl Frauenart, überall Liebesgeschichten zu wittern, und deshalb von Lous „Einfluß" zu fabeln."

Nietzsche selber also ist es, wie wir sehen, der Frau Overbeck mit einer nichts zu wünschen lassender Deutlichkeit jedes Verständnis für die Beurteilung der Salomé-Affäre abspricht, zugleich aber auch in nicht mißzuverstehender Weise auf Frau Overbecks um jene Zeit schon deutlich zum Vorschein gekommenes, gänzlich unbegründetes Bestreben hinweist, Frau Förster-Nietzsche die Schuld an der ganzen Angelegenheit „aufzubürden".

Und niemand anderer als Nietzsche selber ist es, der auch den von Frau Overbeck seiner Schwester gemachten Vorwurf der tendenziösen Darstellung der Salomé-Affäre in der Biographie durch die folgenden, hier zum ersten Male publizierten Briefentwürfe sowie einen Brief widerlegt, deren Inhalt das von Frau Förster-Nietzsche in der Biographie Gesagte ergänzt und bestätigt.

Fundstelle:
Nr. XXXI. 78—108.

I.

An Fräulein Lou Salomé.

(Briefentwurf, Bruchstücke. November 1882.)

Aber Lou, was schreiben Sie da für Briefe! So schreiben ja kleine rachsüchtige Schulmädchen. Was habe ich mit diesen Erbärmlichkeiten zu thun! Verstehen Sie doch: ich will, daß Sie sich vor mir erheben, nicht, daß Sie sich noch verkleinern. Wie kann ich Ihnen vergeben, wenn ich nicht erst das Wesen wieder in Ihnen entdecke, um dessentwillen Ihnen überhaupt vergeben werden kann!

Ich mache Ihnen heute nichts zum Vorwurfe, als daß Sie nicht zur rechten Zeit über sich gegen mich aufrichtig gewesen sind. Ich gab Ihnen in Luzern meine Schrift über Schopenhauer — ich sagte Ihnen, daß meine Grundgesinnungen drin ständen und daß ich glaubte, es würden auch die Ihrigen sein. Damals hätten Sie lesen und Nein sagen sollen (in solchen Dingen hasse ich alle Oberflächlichkeit), es wäre mir viel erspart geblieben! Ein solches Gedicht wie das an den „Schmerz" ist in Ihrem Munde eine tiefe Unwahrheit.

Ich glaube, es kann Niemand besser von Ihnen denken, aber auch Niemand schlimmer. Sagen Sie nichts zu ihren Gunsten — ich habe schon mehr zu Ihren Gunsten geltend gemacht als sie könnten — und zwar vor mir und den Anderen. Menschen solcher Art wie Sie können nur durch ein hohes Ziel anderen Menschen erträglich werden.

Wie arm sind Sie in der Verehrung, der Dankbarkeit, der Pietät, der Höflichkeit, der Bewunderung, Scham — um von hohen Dingen nicht zu reden. Was würden Sie antworten, wenn ich Sie frage: Sind Sie brav? Sind Sie unfähig des Verraths?

Haben Sie kein Gefühl davon, daß, wenn ein Mensch wie ich in Ihrer Nähe ist, er viel Ueberwindung nöthig hat? Ich könnte es mir leichter mit Ihnen machen: aber ich habe mich schon in so manchen Stücken überwunden, daß ich auch das noch glaube zu Stande zu bringen: Ihnen zu nützen, selbst wenn Sie mir schaden.

Sie haben es mit einem der langmüthigsten und wohlwollendsten Menschen zu thun gehabt: aber bemerken Sie wohl, daß ich gegen all die kleinen Selbstsüchtlinge und Genüßlinge kein anderes Argument nöthig habe, als den Ekel. Ich bin mehr als irgendein Mensch glaubt, durch Ekel zu überwältigen.

Ich habe mich noch nie über einen Menschen getäuscht: in Ihnen war jener Drang nach einer heiligen Selbstsucht, welche der Drang nach Gehorsam gegen das Höchste ist. Sie haben ihn wohl zuerst durch irgend welchen Fluch verwechselt mit seinem Gegensatz der Selbstsucht und dem Egoismus der Katze, die nichts als nur das Leben will. Denken Sie: jener Katzenegoismus, der nichts mehr lieben kann, jenes Lebensgefühl im Nichts, zu dem Sie sich bekennen (Dinge, die man hat, um sie zu überwinden, um sich zu überwinden), sind genau das mir ganz Widerwärtige am Menschen, schlimmer als irgendetwas Böses, eingerechnet die Erkenntnis als plaisir neben anderen plaisirs.

Wenn Sie allem Erbärmlichen in Ihrer Natur die Zügel schießen lassen — wer kann dann noch mit Ihnen umgehen? Sie haben Schaden gethan, Sie haben mehr gethan und nicht nur mir, sondern allen Menschen, die mich liebten — das Schwert hängt über Ihnen.

Adieu liebe Lou, ich werde Sie nicht wiedersehen. Bewahren Sie Ihre Seele vor ähnlichen Handlungen und machen Sie an Anderen gut, was Sie an mir nun nicht wieder gut machen können.

Ich las Ihren Brief nicht zu Ende, aber ich las schon zu viel.

Ihr F. N.

II.

Brief an Malwida von Meysenberg.

Sils Maria, Engadin (Schweiz),
August 1883.

Meine liebe hochverehrte Freundin,
oder ist es unbescheiden, wenn ich Sie so nenne? Gewiß ist, daß ich ein unbändig gutes Zutrauen zu Ihnen habe: und so wird es auf die Worte nicht sehr ankommen.

Ich habe einen schlimmen Sommer gehabt und habe ihn noch. Die böse Geschichte

des vorigen Jahres stürzte noch einmal über mich her, und ich habe soviel hören müssen, was mir diese herrliche Natureinsamkeit verdorben und fast zur Hölle gemacht hat. Nach allem, was ich nun erfahren habe, ach viel zu spät! — sind diese beiden Personen Rée und Lou nicht würdig, meine Stiefelsohlen zu lecken — Pardon für dies allzumännliche Gleichnis! Es ist ein langes Unglück, daß dieser Reé, ein Lügner und schleichender Verläumder von Grund aus, mir über den Lebensweg gelaufen ist! Und was habe ich lange Geduld und Mitleid mit ihm gehabt! „Es ist ein armer Bursch, man muß ihn vorwärts treiben" — wie oft habe ich mir das gesagt, wenn mir seine ärmliche und unaufrichtige Manier zu denken und zu leben Widerwillen machte! Ich vergesse den Ingrimm nicht, den ich 1876 empfand, als ich hörte, er werde mit Ihnen nach Sorrent kommen. Und vor zwei Jahren wiederholte sich nochmals dieser Ingrimm: ich war hier in Sils-Maria und wurde krank bei der Nachricht meiner Schwester, daß er hier heraufkommen wolle. Man soll seinen Instinkten besser vertrauen, auch den Instinkten des Widerstrebens. Aber das Schopenhauerische „Mitleiden" hat immer in meinem Leben bisher den Haupt-Unfug angestiftet — und deshalb habe ich allen Grund, solchen Moralen gut zu sein, welche noch ein paar andere Triebfedern zur Moralität rechnen und nicht unsere ganze menschliche Tüchtigkeit auf „Mitgefühle" reduzieren wollen. Dies nämlich ist nicht nur eine Weichlichkeit, über die jeder großgesinnte Hellene gelacht haben würde — sondern eine ernste praktische Gefahr. Man soll sein Ideal vom Menschen durchsetzen, man soll mit seinem Ideale seine Mitmenschen wie sich selber zwingen und überwältigen: und also schöpferisch wirken! Dazu aber gehört, daß man sein Mitleiden hübsch im Zaume hält, und daß man, was unserem Ideale zuwider geht, wie z. B. solches Gesindel wie Lou und Rée, auch als Feinde behandelt. Sie hören wie ich mir „die Moral lese": aber um bis zu dieser „Weisheit" zu kommen, hat es mich fast das Leben gekostet. —

Ich hätte den Sommer mit Ihnen und in dem edlen Kreise, der Sie umgiebt, leben sollen: aber nun ist es zu spät!

Von ganzem Herzen Ihnen zugethan und dankbar

Nietzsche.

Fundstelle: Z IV 5—7.

III.

Brief-Entwurf an Dr. Paul Rée.
(August 1883.)

Zu spät, fast ein Jahr zu spät, erhalte ich Aufschluß über den Antheil, den Sie an den Vorgängen des letzten Sommers haben: und ich habe noch nie so viel Ekel in meiner Seele beisammen gehabt, wie jetzt, bei dem Gedanken, daß solch ein schleichender, verlogener, heimtückischer Gesell jahrelang als mein Freund hat gelten können. Dies heiße ich ein Verbrechen und nicht nur an mir, sondern zuoberst an der Freundschaft und selber noch am hohlsten Namen „Freundschaft". Pfui, mein Herr! Also von Ihnen stammt die Verunglimpfung meines Charakters und Fräulein Salomé ist nur das Mundstück, das sehr unsaubere Mundstück Ihrer Gedanken über mich gewesen? Sie sind es, der, in meiner Abwesenheit natürlich, von mir wie von einem gemeinen und niedrigen Egoisten redet, der immer darauf aus sei, Andere auszubeuten? Sie sind es, der behauptet hat, ich habe unter der Maske der Idealität in Bezug auf Fräulein Salomé die schmutzigsten Absichten verfolgt? Sie sind es, der über meinen Geist zu äußern wagt, ich sei verrückt und wisse nicht, was ich wolle? Nun verstehe ich freilich diesen ganzen Handel besser, der mich beinahe den achtungswürdigsten und mir nächststehenden Menschen entfremdet hätte: Niemand konnte je begreifen, wie ich auf die Seite solcher Menschen treten konnte, die sich wahrscheinlich schon überall durch falsches Spiel gegen mich verdächtig gemacht haben. Je nun, ich habe einen Freund zu vertreten geglaubt, wenn ich Sie eine ganze Reihe von Jahren hindurch vertheidigt und gegen Mißtrauen geschützt habe;

und ich hatte dazu genug Anlaß, da Sie nicht zu Denen gehören, welchen Vertrauen entgegengebracht wird. Vielleicht hat mir in den letzten 7 Jahren nichts so im Wege gestanden, als eben dies, daß ich Sie in Schutz nahm. In der That, in der Menschenkennerei, habe ich's, nach dieser Probe zu schließen, nicht weit gebracht, und ich errathe, wie vielen Hohn und Spott Sie in dieser Hinsicht gegen mich schon haben laut werden lassen. Bravo! Aber ich will lieber von solchen Menschen, wie Sie sind, verhöhnt werden, als daß ich sie verstünde! In der That, ich verstehe gar nicht mehr, was Sie von mir und mit mir gewollt haben. Richard Wagner warnte mich einmal vor Ihnen und sagte: „Der wird einmal schlecht an Ihnen handeln, der führt nichts Gutes im Schilde."

Ich hätte große Lust, Ihnen mit ein paar Kugeln eine Lektion in der praktischen Moral zu geben: und vielleicht erreiche ich im günstigsten Falle, Sie ein für allemal von der Beschäftigung mit Moral abzubringen —: dazu nämlich mein Herr Dr. Rée, gehören reine Hände, aber nicht Schlammfinger!

Nachdem Sie diesen Brief geschrieben haben, bleibt gar kein Zweifel mehr über Ihren Charakter: und wir wollen uns bei Fräulein Salomé bedanken, daß sie zuerst den Schleier von diesem Isisbilde gehoben hat.

Friedrich Paulsen.

(Geb. 16. Juli 1846, gestorben 14. August 1908.)

Es war etwas Genialisches in Paulsen — und darin lag der Zauber seiner Persönlichkeit —, eine Frische und Munterkeit, die man wohl durch seine Herkunft von Seefahrern erklären mag; auf stillen Hallig-Eilanden haben sie gelebt und sind sie gestorben, wenn sie nicht mit Wind und Wellen rangen —, wenn sie nicht, wie Paulsens Aeltervater, mit ihrem Fahrzeug dem „blanken Hans" — so heißt die wilde See im Munde des Friesen — in rüstigem Mannesalter zum Opfer wurden.

Sich in der Welt zu orientieren — darauf war Paulsens Sinn eingestellt. Seine kindliche Wißbegierde, die in der Dorfschule mit dem geringsten Zwange sich ausbreiten durfte, ist mit besonderer Leidenschaft auf die Erdkunde gerichtet gewesen. „Hätte man damals" — so schrieb er noch in einem Briefe aus diesem Jahre — „einen geographischen Universitätsunterricht, wie heute, gehabt, wer weiß, ob er mich nicht ganz erobert hätte." Und aus diesem Triebe wird man am besten den Philosophen Paulsen verstehen. Die Siege kennen lernen und beurteilen lernen, die uns angehen, die für unser Dasein und Wohlsein wichtigen, und die unsere Erkenntnis fruchtbar machen für ein tüchtiges, tätiges Leben, Eigenleben und Gemeinleben: nach diesem Ziele hat er als ein geistiger Erdumsegler wacker gestrebt, und er hat viele Tausende gefunden, die sich lauschend von ihm erzählen ließen, was er denkend erfahren, erfahrend gedacht hatte.

Paulsen war eine eminent praktische Natur — ein trefflicher Führer und Pfadfinder, der vielleicht nicht immer den ganz richtigen, aber immer einen gangbaren Weg entdeckte durch die Wirrsale des Erkennens und besonders des Lebens. Er lehrte die Dinge nicht zu schwer nehmen, und ein Lieblingsspruch war ihm der Vers des Euripides, der Hoffnung und Selbstvertrauen als das Erbteil der Edlen preist. Die Lebensweisheit lag ihm in jeder Hinsicht am Herzen, eine reife und milde Weis-

heit, die an Goethen erinnert, durch den er sich innig und tief gebildet hatte, ein Kenner seiner Schriften, Briefe, Gespräche, wie wenige der Zeitgenossen. Und auch sein Herz war offen und weit für das Schöne in Natur und Kunst aufgetan, wenn auch in ganz verschiedener Grundstimmung — wie bei dem großen Heiden das ästhetische, so überwog bei Paulsen das ethische Moment in allen Gefühlen und Bestrebungen. Paulsen war, nach einer mehr radikalen Jugendperiode, früh zum Christentum zurückgekehrt, eine Zeitlang mit einer romantischen Zuneigung zur alten Kirche, später im Sinne eines freien undogmatischen Protestantismus, den er mit seiner pantheistischen Metaphysik für vereinbar hielt — Glauben und Wissen zu versöhnen, indem jedem abgetrenntes Gebiet und eigene Wege gewiesen wurden, hielt er für eine der Hauptaufgabe sinnvollen Philosophierens. Wenn aber Theologen behaupten, daß er den „Monismus" bekämpft habe, so täuschen ihre Wünsche sie: zum Monismus hat Paulsen sich selber nachdrücklich genug bekannt; was er mit einer gewissen Augenblicks-Entrüstung angegriffen hat, war das spezifisch Haeckelsche Philosophieren, das er für materialistisch und unreif hielt; und wer kennt nicht Haeckels Schwächen, wo er den Boden der Erfahrung preisgibt? — Paulsens Erfolge lehren aber, wie stark die Bedürfnisse sind, denen zu genügen seiner tief menschenfreundlichen Seele als Erfüllung ihres natürlichen Berufes, als Anwendung ihrer eigentümlichen Fähigkeiten erschienen ist. Der Universitätslehrer und der Autor waren bei ihm nicht, wie bei so vielen, zwei Personen; er war immer derselbe einfache redliche Mensch, der sich bedächtig, vorsichtig aussprach, oft fragend und zweifelnd, aber doch durch vielfache innige Erwägung seiner Sache sicher geworden. An das Gegebene sich anzuschließen, planmäßig, aber ohne Bruch mit der Ueberlieferung, fortzuschreiten, mit dem Gesamtgeiste sich im Einklange zu erhalten, das hielt er schlechthin für geboten; es war seine lauterste Ueberzeugung, daß ein „geschichtsloser Radikalismus" zu Unheil führe, daß man Propheten und Schwärmern, wie Schlagworten und Modegedanken mit Mißtrauen begegnen und — so sehr als möglich — aus dem Wege gehen solle.

Dabei hat er wohl das Wort seines Meisters: „Eines schickt sich nicht für alle", vergessen und verlor, zumal in den letzten Jahren seines Lebens, an Verständnis für das Gesunde und Vernünftige, das zumeist auch in Ideen, die sich ziemlich absurd gebärden, verborgen liegt. Er wußte wohl, daß es das Verhängnis des Alternden ist, die Jugend nicht mehr zu verstehen. Für den heiteren Mann, den rüstigen Wanderer, war es eine schwere Prüfung, als vor 3 Jahren die Erkrankung, von der er nicht genesen konnte, seine Kräfte aussog und ihn mahnte, die Segel einzuziehen, sein Schiff aufs trockene Land zu schleppen. Tapfer hat er dem Tode ins Antlitz gesehen, aber die Hoffnung verließ ihn nicht, noch einmal wieder einen Hauch der Jugend in seinen Adern zu spüren. Diese Hoffnung kleidete sich in Sehnsucht nach der Heimat, nach unserer träumerischen schleswigschen Westküste, und dem weithin sich streckenden Dorfe „Langenhorn", in dem er geboren war, von dem einst der sinnende Knabe seine Blicke in die Ferne schweifen ließ. Seiner Heimat blieb er treu, er war ein Schleswig-Holsteiner in seinem inneren Wesen, wie in seiner äußeren Erscheinung: schlicht und echt, von ruhiger Energie, von starkem Gemüt, von gewissenhafter Besonnenheit. Sein Selbstvertrauen war durch Bescheidenheit gedämpft; aus der „Weisheit des Brahmanen" nahm er das Motto seines „Systems der Ethik":

„Ich glaube nicht, daß ich viel Eignes, Neues lehre,
Noch durch mein Scherflein Witz den Schatz der Weisheit mehre.
Doch denk' ich von der Müh' mir zweierlei Gewinn:
Einmal, daß ich nun selbst an Einsicht weiter bin;
Sodann, daß doch dadurch an manchen Mann wird kommen
Manches, wovon er sonst gar hätte nichts vernommen.
Und auch der dritte Grund scheint wert nicht des Gelächters:
Daß, wer dies Büchlein liest, derweil doch liest kein schlechters."

Sein Büchlein war freilich ein starker Band, und ist mit der 8. Auflage in zwei Bände ausgewachsen. Der bleibende Wert des Werkes, wie anderer Paulsenschen Schriften, beruht in der Stärke des Common Sense, in der Liebe zu allem menschlich Reinen und Edlen, in der Weite und Fülle des Gesichtskreises, der Anmut und Feinheit seiner Darstellung. Paulsen traf in die Volksseele, und das entsprach einem Grundzuge seiner Natur, die etwas vom guten Seelenhirten an sich hatte: der große Wirkungskreis und die Freude, die er daran hatte, gaben diesem Zuge besonders reiche Nahrung und ließen in späteren Lebensjahren den emsigen Forschergeist nicht so zum Wachstum gelangen, wie es sonst wohl geschehen wäre. Jeder Mensch ist durch Umgebung und Verhältnisse mitbedingt; so hat auch Paulsen sich anders entwickelt, als diejenigen erwarten mochten, die den scharfen Logiker, der Hume und Mill gegen Kant auszuspielen pflegte, vor 30 und mehr Jahren gekannt haben. Aber so wie er geworden ist, hat er ein Leben, das an Früchten reich wurde, schön zu Ende geführt, durch die edlen Eigenschaften seines Charakters ein leuchtendes Vorbild, durch tiefes Wissen und kraftvolles Denken der Meister, zu dem eine andächtige Menge, die über den Erdkreis ausgebreitet ist, in dauernder Verehrung emporschaut.

Ferdinand Tönnies.

Cecil. Von Johannes V. Jensen.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Mens (Genf).

Auf einem Hofe, nahe dem Fjord, lebte ein Mann, den man Antonchen nannte. Er war alt und weißhaarig. Verheiratet war er nicht gewesen. Das kam daher, daß Antonchen eine zögernde Natur hatte. Er war oft genug auf Freiersfüßen gewandert; im Laufe von vierzig, fünfzig Jahren hatte oft genug eine Witwe einer Stütze für ihren Betrieb bedurft. Aber ....

Kurz nach dem Kriege von 1864 war aber Antonchen mehr als je zuvor einem Entschlusse nahe. Alles war so gut wie ganz in Ordnung. Die Witwe war gesund und hübsch — nichts war im Wege. Aber der Hof lag zu weit vom Moor; wenn man Torf holte, konnte man ja die Hälfte des Fuders unterwegs verlieren.

Antonchens Bruder, den man auch Anton nannte, lebte als Knecht bei ihm auf dem Hofe.

Vor einigen Jahren war Antonchens Bruder aus Kopenhagen, wohin er in grauer Vorzeit gereist war, wiedergekommen. Das klingt wie ein Märchen. Aber die Sache war die, daß sich die Bewohner der Halbinsel mit Fischerei befaßten. Bei jedem großen

Hof sieht man noch heute ein kleines, abgesondertes Haus aus rohem Stein, mit einer Dachpyramide aus Stroh. In alten Tagen wurden hier große Mengen Aal geräuchert. Damals fischten alle jungen Leute, sogar die, welche später einen Hof erben und Ackerbau treiben sollten. Und wenn die jungen Bauernburschen auf Fischerei ausgezogen waren, geschah es, daß sie vom Unwetter überrascht wurden und sich auf fremdes Gebiet flüchten mußten. So kamen sie dann nach Salling und Thy, manchmal auch noch weiter weg. Die Fahrten mit geräucherten Aalen nach Randers taten auch das Ihrige. So konnte es kommen, daß eine verwegene Natur, wie Antonchens Bruder, großen Weitblick und heißhungrigen Mut bekam.

Aber nach Verlauf von zwanzig, dreißig Jahren kam er als ein ruinierter Mann zurück. Er hatte in Kopenhagen gedient. Erst war er Hausknecht gewesen; dann hatte er ein Hökergeschäft betrieben, schließlich war er Schenkwirt geworden. Die Schenkwirtschaft brachte Geld ein. Es gab Zeiten, wo Antonchens Bruder über bedeutende Summen verfügt hatte. Aber wie kam es dann!

Als er in sein Geburtshaus zurückkehrte, besaß er nichts als einen kleinen Sohn. Und der große Mann war wie gekocht und aufgequollen vom Trinken. So war es zugegangen.

Neun Jahre lang irrte „der Kopenhagener", wie man ihn nannte, beim Bruder umher. Er arbeitete nicht, trank nur in aller Stille. Bekam man ihn zu sehen, wenn er am Fjorde stand und müßig im Winde schnoberte, so war er das Bild eines stummen, unheilbaren Unglücks.

Als eines Morgens die Fischer zu ihren Netzen kamen, glaubten sie, es habe sich ein großer, seltener Fisch darin verwickelt. Aber es war „der Kopenhagener", der an einem Trockenpfeiler hing — wie ein Hering war er gestorben.

Antonchen gab es auf, sich noch zu verheiraten, er ließ seine Freiersfüße auf dem Boden verschimmeln. Als der Neffe heranwuchs, adoptierte er ihn. Er setzte jenen mystischen Apparat in Bewegung, dessen einem Ende man einen Geldschein anvertraut, worauf man nach einer Weile am anderen Ende einen gerichtlich ausgefertigten Kaufbrief feierlich in Empfang nehmen kann.

Anton, wie auch der Neffe schlecht und recht genannt wurde, war jetzt einige zwanzig Jahr alt, ein großer Kerl mit herausforderndem Aeußeren. Seine Unterlippe stand vor. Bei der Arbeit war er tüchtig, die freie Zeit verbrachte er mit Singen und Rauchen, und wenn irgendwo ein Bauernball war, so tanzte er in einer Tour bis in den Morgen hinein, im Schweiße seines Angesichts. Aber sehr beliebt war er nicht, er hatte eben etwas Rücksichtsloses in seinem Wesen.

Plötzlich starb Antonchen. Und als der Neffe das Gut übernommen hatte, ging er gleich aufs Freien aus.

Zuerst bekam er von Cecil ein Nein. Anton, der bei den Dragonern in Randers gedient und von einem Kameraden Englisch gelernt hatte, sagte „all right" und tat sich, die Pfeife im Munde, auf anderen Gütern um. Aber überall, bis zur äußersten Spitze der Landzunge, überall bekam er ein Nein. Und er war doch ein großer Bauer.

Die Leute in dieser Gegend waren eben nicht so wie andere Leute. Die Halbinsel liegt im Fjord und endet wie eine Sackgasse. Die beiden Familien, die den

größten Teil des Landes besaßen, hatten von alters her hier gewohnt und waren in so vielen Gliedern miteinander verwandt, daß es eigentlich nur eine Familie gab, obgleich zwei Familiennamen vorhanden waren. Die einen hießen Madsen, die anderen Brygialsen. Die Leute waren reich und waren höflich, sie sagten ihre Meinung nicht gerade und unverhohlen den Leuten ins Gesicht, nein, es waren verschwiegene und störrische Menschen. Aber ab und zu konnten sie sich auch halsstarrig benehmen.

Die Familieneinigkeit ließ nicht nach, als Anton mit seinen neumodischen Gummizugstiefeln auf den Türschwellen erschien. Keine der heiratsfähigen Töchter wollte ihn. Und die Eltern zwangen sie nicht.

Aber daß Cecil ihn verschmähte, kam nicht nur daher, daß sie den Prahlhans nicht leiden mochte — sie hatte noch einen anderen Grund. Cecil war die Tochter von Jens Madsen zwischen den Hügeln. Ein kleines Endchen nördlich lag Lauft Brygialsens großer Hof. Der Sohn dort, Christen, war Cecils Vetter, die beiden waren heimlich ineinander verliebt. Es herrschte vielleicht kein ausgesprochenes Einverständnis, aber sie hatten schon immer zusammengehalten. In der letzten Zeit aber vermieden sie einander. Das hat immer etwas zu bedeuten.

Cecil war schon jahrelang in der ganzen Gegend bekannt wegen ihrer Schönheit. Ganz jung war sie nicht mehr — so vier bis fünfundzwanzig. Cecil war groß und dunkel, ihre blauen Augen hatten jene dichte, emailleblaue Farbe, wie sie Goethes Augen gehabt haben sollen. Wenn sie saß und häkelte, ruhte ihr Kinn fast auf der Brust. Sie atmete hörbar, der Lebensstoff in ihr schaffte sich Luft. Hin und wieder mußte sie in die Höhe fahren und irgendeinen Grund suchen, um laut jauchzen oder vor Lebenslust explodieren zu können. Aber dazwischen zeigte sie wieder eine kalte und abweisende Natur.

Noch bevor Anton um Cecil gefreit hatte, hatte er sich schon zu mehreren Freunden darüber geäußert und sie mit seiner gewöhnlichen Engros-Unbefangenheit zum Verlobungsfest eingeladen. Aber als es anders kam, nahm sich Anton ein Fuder Kerle mit zur Fährschenke, wo sie sich alle, so sehr es nur möglich war, betranken. Und als Anton nach und nach auf allen Höfen abschlägige Antworten bekommen hatte, trank er immer mehr Kaffeepunsch in der Fährschenke. Das gefiel den Leuten nicht. Am schlimmsten spottete Cecil über Anton. Sie schonte ihn durchaus nicht, wenn die Rede auf ihn kam.

Schlimmer wurde es noch, als das Einverständnis zwischen Cecil und Christen Brygialsen bekannt wurde. Anton fing an, methodisch zu saufen, außerdem befleißigte er sich eines Aergernis erregenden Jagens, er tat, als ob er verrückt wäre. Die beiden Füchse, die er sich aufgezogen hatte mit schierem Hafer, denen er Gerstenstroh gestreut hatte, waren schon sehr verhunzt. Achtung erwarb er sich durch dieses Leben nicht.

Da geschah etwas, was an und für sich unbedeutend war. Eine Häuslertochter oben zwischen den Hügeln bekam ein Kind und gab Christen Brygialsen als Vater an. Er gab den Narrenstreich zu und versprach Bezahlung. Die zehn Kronen monatlich konnten ihm nicht viel schaden. Gerede wurde auch kaum darum gemacht. Aber Cecil begann der Kamm zu schwellen. Als am Sonntag Christen zu Madsens kam, ohne Arg zu haben, fing Cecil an, ihn zu schmähen und zu beleidigen. Schonungslos

fragte sie, ob er sich nicht bald verheiraten würde, sie sprach von dem Häuslermädchen und stellte sich an, als wenn sie das Mädchen und die Geschichte nicht kenne — hübsch sei sie wirklich — welche Füße sie habe — von weitem röche sie ja nach Dünger. — Und Cecil war bleich vor Bosheit, sie legte auf dem Tisch Karten und sagte daraus wahr für die beiden. Die anderen in der Stube wußten nicht, ob sie lachen sollten oder sonst was. Den alten Kartenspaß gebrauchte sie, wo bei den Fragen, die man herleiert, Herzaß als entscheidende Karte fällt.

„Wo trafen sie sich? Im Korridor, in der Stube, in der Kammer, im Bett, unterm Bett?"

„Unterm Bett!" dabei ließ Cecil es bewenden. Sie brach in lautes Gelächter aus und steckte auch die anderen an. Weiter prophezeite Cecil — jetzt war lautlose Stille in der Stube — wie sie auf der Schubkarre, vor die Ratten gespannt wären, fahren und in einer hölzernen Hütte wohnen würden. Wie sie zusammen leben würden: — „Sie küssen sich, sie streicheln sich, sie kratzen sich, sie zanken sich . . ."

Christen Brygialsen saß ärgerlich und mürrisch auf der Bank, solange er beschimpft wurde. Aber als Cecil befriedigt war und den letzten Lachschwall vom Stapel gelassen hatte, stand er auf und ging.

„Du hast deine Fausthandschuh vergessen!" rief ihm Cecil nach. „Du kannst doch nicht immer ihre Aermel bei dir haben und dich darin wärmen!"

Von diesem Auftritt wurde viel geredet, man beurteilte ihn sehr verschieden.

Einige Zeit später geschah es, daß Jens Madsen und Cecil im besten Staat zum Besuch bei Verwandten fuhren. Da sie an der Fähre vorüber mußten, nahm Jens Madsen fünf Ferkel mit, um sie bei dieser Gelegenheit abzuliefern.

Als sie vor der Tür der Schenke hielten, kam Anton, der vom Mißgeschick schwerverfolgte Freier, herausgetaumelt, erhitzt und wirr vom Sprit. Daß er Jens Madsen mit dem Schweinekoben hinter sich herankommen sah, auf dem feinen Wagen, das war so recht etwas für ihn.

„He, du willst wohl mit deiner Familie ins Dorf?" fragte er schluckend. „Deine Kinder sehen mir aber ein bißchen nackend aus. Das sind sie doch wohl, die da so quieken?"

„Sei nicht so naseweis!" sagte Jens Madsen leise, aber scharf.

Anton erfüllte den Korridor mit einem Ausbruch von Gelächter, das so laut war wie ein Flintenknall. Dann schwankte er zum Stall und kroch auf seinen Wagen. Die beiden Füchse zitterten schon in den Beinen vor Angst.

„Laßt euch Zeit, ihr Luders! Wollt ihr stehen!"

Anton suchte die Zügel zusammen, ungeschickt holte er sich die Peitsche aus dem Lederhalter. Und nun ging es in schandbarer Fahrt den Weg entlang.

Jens Madsen knirschte mit den Zähnen, als er das mitansehen mußte.

Aber das linke Hinterrad an Antons Wagen war schief, oder saß es locker, genug, bei der wilden Fahrt sahen die Bewegungen des Rades unbeschreiblich komisch aus, das Rad ging aus und ein, ein und aus — wie ein lahmer Bettler, der hin will, wo es brennt.

Cecil war noch nicht ins Haus getreten, sie sah es und begann zu lachen, sie lachte so ungestüm, daß sie sich zusammenkrümmte.

Bei der Wegbiegung lief das unbändige Rad aus der Achse und rollte watschelnd in den Graben — Huh! Das ganze Fuhrwerk war wie umgeblasen. Anton flog im Bogen aufs gepflügte Land hinüber — der Wagenkasten wurde auf der Seite weitergeschleift.

Jens Madsen war stehen geblieben und hatte sich heftig durch die Nase geräuspert. Jetzt kam plötzlich Bewegung in ihn. Großer Gott! Er lief hin.

Aber Cecil lachte noch ärger. Dann aber wurde ihr schlecht, sie taumelte gegen die Tür. Als sie sich aber erholt hatte, lachte sie wieder los.

Einige Minuten später brachten Jens Madsen und der Fährmann Anton herangeschleppt. Anton war gegen die gefrorene Erde geschlagen und war so betäubt worden. Als Anton wieder zu sich kam, machte er aber klüglich die Augen wieder zu und tat, als wäre er noch schwach und ohnmächtig — er fand sich nämlich mit dem Kopf in Cecils Schoß gebettet.

„Warum fährst du denn so verrückt!" sagte Cecil streng und tadelnd, als Anton endlich ins Leben zurückkehrte.

„Du darfst mir das doch nicht vorwerfen, Cecil," murmelte Anton sehr zaghaft, „ich muß doch meinen Kummer betäuben können. Ja, wenn . . ."

Mehr wurde nicht gesprochen, Jens Madsen wollte weiter. Aber als Anton, der wieder ganz gesund war, sie an den Wagen begleitete, trat Jens Madsen dicht auf ihn zu und gab ihm Bescheid:

„Meine Schweine sind ganz gut, und du brauchst mich nicht zu beleidigen, das will ich dir nochmal sagen. Und ein andermal, da kannst du . . ."

Jens Madsen sah Anton mit scharfen Augen an und lud ihn zu etwas ein, was recht wenig ehrenvoll war.

Dann fuhren Vater und Tochter ab. In der folgenden Zeit kam Christen Brygialsen zweimal zu Jens Madsen, um gute Worte zu geben und Freundlichkeit wiederzuempfangen. Aber Cecil blieb in der Küche und wollte nicht mit ihm sprechen.

Als gegen Ostern Anton wieder erschien und zum zweitenmal freite, in nüchterner und bescheidener Form, da gab Cecil ihm ihr Jawort.

Jens Madsen sträubte sich. Aber im Frühling wurde die Verlobung bekannt gegeben und die Hochzeit für einen Monat später angesetzt. Jens Madsen mußte seiner Tochter den Willen lassen, er hatte das immer müssen.

Nach dem Verlobungsschmaus krochen Anton und Cecil für die Nacht zusammen in Cecils Alkoven. Das war so Brauch, und in Jens Madsens altväterlichem Hause wollte niemand an dem Ueberlieferten rütteln. Andere Leute, die feiner sein wollten, konnten sich ja eines mehr abwartenden Brauches befleißigen — das war ja ihre Sache.

Acht Monate nach der Hochzeit bekam Cecil ihr erstes Kind. Als Mädchen hatte sie oft Not gehabt, Luft zu bekommen — als ob sie engbrüstig gewesen wäre — aber jetzt wußte sie nichts mehr davon.

Am Hochzeitstage war Anton betrunken. Und hinfort wurden die Pausen zwischen den Tagen, wo er einmal nüchtern war, länger und länger. Gleichzeitig wurde sein Fahren mehr und mehr tollkühn. In weniger als einem Monat jagte er zwei Pferden die Vorderbeine ab. Er und Cecil fuhren fast jeden Tag aus, kippten mehr als einmal mit dem Wagen um, sie kamen sehr ins Gerede. Antons brutales Wesen kam immer mehr ans Licht. Bei den Gelagen zeigte er sich so großprahlerisch, daß alle für ihn mit verlegen werden mußten. Er war wie eine Tonne, aus der der Zapfen genommen ist, er prahlte über alle Maßen. Männer, die zu Fahren gekommen waren, wechselten die Farbe aus Scham, daß er einer der Ihrigen war. Aber man brauchte nur zu bedenken, woher er stammte, dann konnte man sich erklären, warum ihm Besitz und Wohlstand derart zu Kopf steigen mußten.

Wie trug denn Cecil, die stolze, empfindliche Cecil, diese Schande? Wunderbar. Sie hetzte ihn noch an, daß er wie toll drauflos lebte, sie nahm ihre Zuflucht zum Lachen, da sie keinen anderen Ausweg hatte. Cecil war mit allem möglichen einverstanden und schlug immer noch Unvernünftigeres vor. Ja, natürlich. Das Allerverrückteste.

Aber eines Vormittags, als Anton nach einer im Trunk und Spiel verbrachten Nacht noch in der Kammer lag, ging Cecil zu ihm hinein. Die Leute in der Stube vernahmen, daß sie zu sprechen begann. Was sie sagte, verstand man nicht. Aber man konnte merken, daß sie mit ihrem Manne rechtete, es fielen Worte, die so tonlos und peitschend niederklatschten wie lange Lederstreifen. Lange fuhr die haßerfüllte Stimme fort mit Fuchteln und Durchgerben. Dann hörte man einen heiseren Fluch, ein Gepolter — ein Kreischen — umfallende Stühle . . .

Die jungen Leute waren etwas Unerhörtes für die Gegend. Sie wirtschafteten töricht, sowohl mit ihrem Gut als mit ihrem Ruf. Sagte Anton sieben, so schlug Cecil vierzehn vor, fuhr er wie ein Verrückter, so warf sie die Zügel ganz hin.

Bei einer Tombola, die in einem Nachbardorf gehalten wurde, nahm Anton für über 200 Kronen Nummern. Es war ein herzzerreißender Auftritt. Er war betrunken, die Unterlippe baumelte, und der Speichel floß ihm aus dem Munde, an der Pfeife herab. Aber an seiner Seite stand Cecil im Gedränge und kaufte Nummern und Nieten, ebenso geschwind wie ihr Mann. Sie gewann ein Paar Holzschuhstiefel und rühmte sich dessen mit übertriebener Munterkeit. Ihr Gesicht war mit kaltem Schweiß bedeckt. Aber beugen wollte sie sich nicht. Rings um sie standen Bekannte, die aus Mitleid mit ihr weinten. Sie konnte wohl ihre Ehre auf keine andere Weise retten. Aber es war bittertraurig, es mitanzusehen.

Als die beiden eine schwindelnd hohe Summe verspielt hatten, bestiegen sie ihren Wagen. Den Plunder, den sie gewonnen hatten, stapelte man hinten im Wagen auf, aber Anton stieß alles mit den Füßen wieder herunter. Dann faßte er die Zügel. Und die Pferde zitterten.

Dann ging's den Weg hinunter! Der Wagen rollte so scharf wie auf einem Fußboden, so toll fuhr Anton. Es war, als wenn der Teufel selbst führe. Wo sie vorbeijagten, zitterten die Fensterscheiben. Cecil saß im schwarzen Perlenmantel neben ihrem Manne; in ihrem verschlossenen Gesicht konnte niemand lesen.

Anton und Cecil brachten in Einträchtigkeit das schöne, schuldenfreie Gehöft in anderthalb Jahren durch. Man sollte es nicht glauben, aber es ist wahr. Es wurde auch weit bekannt. Leute aus Salling waren bei der Auktion gewesen.

Jetzt lebten sie eine Zeitlang auf einer Halbhufe, und Cecil bekam ihr drittes Kind.

Anton soff, daß man denken mußte, er sei übergeschnappt. Es sah aus, als wollte er ein Ende mit sich machen. Es war, als renne er so viel wie möglich ins Verderben, weil jemand aus der Hölle nach ihm gerufen hatte. Antons Haar sträubte sich von Natur schon gerade in die Höhe, und da er auch rote Augen hatte, ähnelte er wirklich einem, der von übernatürlicher Kraft ausgesogen wird. Es war klar genug, daß sein Vater nach ihm rief.

Als sie auch von der Halbhufe weg mußten, verließ Anton Frau und Kinder und reiste nach Skive. Dort war er zuerst Hafenarbeiter, dann sank er noch tiefer und wurde Bahnhausierer. Für Cecil, die jetzt mit ihren Kindern bei ihrem Vater lebte, war das eine kaum zu ertragende Schande. Und Anton war so hundsschlecht, daß er in Skive mit einem Frauenzimmer in wilder Ehe zusammenlebte.

Aus Cecil konnte keiner klug werden. Kam man in seiner Güte und suchte ihr wohlzutun dadurch, daß man auf ihren Mann, den erbärmlichen Lump, schalt, so bekam man beinahe eine Ohrfeige. Cecil stach einen mit einem bösen Blick mitten in die Stirn. Und bedauerte man sie selbst, so schlug sie ein Gelächter auf, das einem gewöhnlichen Menschen durch Mark und Bein gehen mußte.

Eines Tages kam dann Anton zurück. Aber das hatte nicht viel zu bedeuten. Der Mann war noch nicht dreißig Jahre alt, aber er glich der Leiche eines Ertrunkenen, die an die Küste geschwemmt ist, so dick und schwammig war er vom Saufen. Anton spielte mit den Kindern und weinte gehörig.

Als Jens Madsen am anderen Tage sich räusperte, bis er bestimmt der Tochter sagen konnte, daß er sie beide nicht haben wolle, — ja, da antwortete Cecil nichts. Nach vierzehn Tagen aber zog sie vom Vater weg in ein Haus zwischen den Hügeln. Sie legte sich aufs Weben, um damit den Unterhalt zu verdienen. Ihren Mann hatte sie bei sich, sie steuerte bei zu dem, was er bedurfte. Anton taugte zu nichts mehr.

So ging es der großherzigen und ehrliebenden Cecil, als sie sich verheiratete. So wollte sie auch leben, was auch die Leute sagen mochten.

Cecil wußte wohl selbst nicht, wie sich alles zusammengewunden hatte. Ihr streitbares Herz kannte sein eigenes Gesetz nicht. Cecil wußte nicht einmal, daß sie getrotzt hatte, und daß sie fernerhin ihr ganzes Leben lang trotzen würde, außerhalb alles Glückes, entgegen jeder gesunden Vernunft. Cecil dachte nicht darüber nach, daß die Menschen nur ein Leben haben, sie dachte nicht klar, und sie verstand nichts. Aber verstand denn jemand sie?

Und die Zeit verging.

Cecil webte. Ihre Leinwand hatte einen guten Ruf; der Einschlag war fest und die Eggen dicht und ordentlich.

Fragen.

Bald hat der Sommer ausgeschwitzt,
bald reift des Weines Rebe,
und was geschieht, das ist anitzt
im Stadium der Schwebe.
Wer leben will, der lebe!

Was längst begann, ist heut noch so,
als schlief's auf weichen Kissen.
Wird Husum noch des Schücking froh?
Wird er hinausgeschmissen?
Was wird: wer kann es wissen?

Kehrt Bülow heim aus Norderney?
Und Phili: bleibt er gichtig?
Wird bündnisfähig die Türkei?
Ist Sydows Rechnung richtig?
Dies alles scheint mir wichtig.

Kriegt Wilhelm Voigt den Größenspleen?
Wird man in Nürnberg raufen?
Wann steigt der neue Zeppelin?
Wer wird Marokko kaufen?
Wer weiß, wohin wir laufen!

Der Sommer senkt sich allgemach.
Bald reift des Weines Rebe.
Die Zukunft hält mit Ach und Krach
ihr Werk noch in der Schwebe.
Wer leben will, der lebe!

J. Diot.

Das Versicherungsmonopol.

Ueber die einzelnen Steuerpläne, die für die „Reichsfinanzreform" dem Reichstag bei seinem Zusammentritt vorgelegt werden sollen, wird nach dem unerforschlichen Ratschluß der Regierung strenges Stillschweigen beobachtet. Dennoch aber geht aus den bisherigen Veröffentlichungen, die zwar unvollständig sind, aber teilweise doch sicherlich das Richtige treffen, hervor, daß sich unter den Vorschlägen der Regierung das Versicherungsmonopol nicht befindet. Der aus Kreisen von Industriellen kürzlich von neuem aufgetauchte Vorschlag, das Reich möge die Privatversicherungsunternehmungen verstaatlichen, scheint also bei Herrn von Sydow kein williges Ohr gefunden zu haben. Ich gebe zu, daß einer Verstaatlichung der Privatversicherung manche Schwierigkeiten entgegenstehen, aber es ist dennoch nicht einzusehen, warum man vor der Ausführung dieses Gedankens zurückschreckt. Adolf Wagner hat schon im Jahre 1881 in der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft" die Verstaatlichung einiger Versicherungszweige vorgeschlagen, und eine rege Diskussion hat sich an diesen Plan geknüpft. Im Reichstage kam am 16. Februar 1898 die Frage zur Sprache. Der Abgeordnete Müller (Waldeck) trat für eine Verstaatlichung der Lebensversicherung ein, aber nur aus den Reihen der sozialdemokratischen Partei wurde ihm sekundiert. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Stimmung jetzt günstiger wäre. Das Zentrum hätte kaum ein Interesse daran, die privaten Versicherungsunternehmungen zu schützen, und selbst den freisinnigen Parteien wird es willkommener sein, wenn einige Versicherungsdirektoren ihre einträglichen Stellungen aufgeben müssen, als wenn etwa die Aktiengesellschaften mit einer Dividendensteuer beglückt werden. Darum sollte man diesen Gedanken nicht mit einigen oberflächlichen Bemerkungen bekämpfen, sondern prüfen, ob und inwieweit er durchführbar erscheint.

Die wesentlichsten Schwierigkeiten würde ohne Zweifel die Verstaatlichung der Lebensversicherung bereiten, die gerade am einträglichsten ist. Der Staat vermag, wie uns das Beispiel Englands belehrt (wo Gladstone eine freiwillige Lebensversicherung gegründet hat, die gegen die Konkurrenz der Privatgesellschaften nicht aufzukommen vermag), nur eine Zwangsversicherung gegen die Nachteile des Todesfalls einzuführen. Er kann nicht, wie ein Privatunternehmen, mit einer großen Schar von Agenten arbeiten, die in eifrigem Wettbewerb danach trachten, dem Publikum die Vorteile der Versicherung vor Augen zu führen. Jeder Praktiker weiß, daß nicht die Hälfte aller Lebensversicherungspolicen abgeschlossen werden würde, wenn die eifrige Tätigkeit des Agenten aufhören müßte. Von jedermann den Eintritt in eine Lebensversicherung zu verlangen, wäre aber unbillig, da verschiedene privatwirtschaftliche Momente im Einzelfalle vorliegen. Der Junggeselle, der keine Erben besitzt, hat beispielsweise kein Interesse daran, gegen die Verluste gesichert zu sein, die der Eintritt seines Todes hervorrufen könnte; ein anderer, der über ein großes Vermögen verfügt, weiß, daß seine Familie auch ohne eine Versicherung genügender Existenzmittel nicht beraubt ist. Die größte Schwierigkeit bestände aber darin, die Höhe der Versicherungssumme, die jetzt freiwilligem Ermessen unterliegt, durch Gesetz feststellen zu lassen.

Gibt es aber nicht andere Zweige des privaten Versicherungswesens, bei denen die Zwangsversicherung ohne jede Unbill durchgeführt werden kann? Ohne Zweifel ist dies bei der Feuerversicherung der Fall. Daneben gibt es noch eine Reihe von Versicherungszweigen, wo freilich der Zwang manch Aergernis erregen würde, die aber auch auf der Basis der Freiwilligkeit vom Staate durchgeführt werden können, weil hierzu die private Organisation des Agenten- und Reklamewesens nicht notwendig ist. Das trifft beispielsweise bei allen Zweigen der Transportversicherung zu, denn der Kaufmann, der seine Güter gegen einen solchen Verlust schützen will, weiß, daß er sie versichern muß, und bedarf nicht der Aufmunterung durch einen Agenten. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei denjenigen Zweigen des Versicherungswesens, die hauptsächlich von der ländlichen Bevölkerung alimentiert werden; so spielt z. B. bei der Hagel- und der Viehversicherung die Werbetrommel des Vertreters keine große Rolle. Die Versicherungsgesellschaften pflegen mit der Gewinnung von Versicherten nicht geschulte Akquisiteure zu betrauen, sondern sie haben in der Regel ständige Vertreter in kleineren Orten, die nur als Annahmestelle für die Versicherungsanträge figurieren.

Vor allem aber verspreche ich mir von der Einführung einer Zwangsfeuerversicherung großen Vorteil. Irgendwelche Bedenken gegen den Zwang können nicht auftauchen; besitzen wir doch teilweise in der Immobiliarversicherung durch die Sozietäten bereits eine Zwangsversicherung. Dieses Prinzip zu verallgemeinern und auf die Mobiliarversicherung auszudehnen, wäre geradezu eine soziale Pflicht des Staates. Hat nicht erst der Brand von Donaueschingen gezeigt, welche Folgen es hat, daß der Gedanke der Versicherung noch nicht in alle Volksschichten gedrungen ist? Alle Bemühungen der privaten Gesellschaften, durch rege Propaganda (im eigenen Geschäftsinteresse) die Nützlichkeit der Feuerversicherung zu erweisen, sind (trotz der großen Erfolge, die namentlich seit Einführung der Arbeiterversicherung erzielt worden sind) wirkungslos gegenüber der Macht der Zwangsversicherung.

Nun hat man die Frage aufgeworfen, wie der Staat die Aktiengesellschaften, besonders aber die Gegenseitigkeitsgesellschaften, abfinden soll. Es wurde vorgeschlagen, bei den Aktiengesellschaften den Dividenden-Ertrag der Aktionäre zu kapitalisieren. So würde das Reich in den Besitz der großen Reserven gelangen, die es flüssig machen könne, da es im Gegensatz zu den Privatgesellschaften selbst genügend Sicherheit für die Schadenzahlungen biete. Andererseits ist dieser Weg als Raubzug bezeichnet worden. Ich sehe nicht ein, warum die Uebernahme der Reserven unbillig sein soll. Die Aktionäre sind es nicht gewesen, die durch ihre Beiträge die Anfüllung des Reservefonds bewirkt haben, sondern es waren die Versicherten, die eine entsprechend hohe Prämie zu entrichten haben. Die Versicherten aber kommen doch selbst bei einer Liquidation der Gesellschaften niemals in den Besitz der Reserven; diese verbleiben vielmehr bei Auflösung des Versicherungsvertrages Eigentum der Gesellschaft. Aus diesem Gedankengange ergibt sich auch der Weg, den man bei einer Verstaatlichung der Gegenseitigkeitsgesellschaften einzuschlagen hätte. Genau wie bei der Eisenbahnverstaatlichung wäre bei sämtlichen Versicherungsunternehmungen die Entschädigung auf Grund der während einer Reihe von Jahren durchschnittlich erzielten Reineinnahme zu berechnen. Allein die Frage der Abfindung erscheint mir nebensächlich, denn der wesentliche Vorteil der Verstaatlichung soll nicht darin liegen, große Bestände an Wertobjekten gegen billiges Entgelt zu erhalten. Hieraus würde sich für den Staat nur eine einmalige Einnahmequelle ergeben, deren Wert allerdings nicht zu unterschätzen ist. Viel wichtiger sind die dauernden Bezüge, die das Reich bei Einführung einer Zwangsversicherung genießen würde. Rechnet man selbst nur mit denjenigen Gewinnen, die durch Verstaatlichung der jetzigen Feuerversicherungsgesellschaften (sowohl der privaten wie der öffentlichen) entstehen würde, so ergibt sich schon ein recht namhafter Betrag. Allein die Einnahmen der dem Aufsichtsamt unterstehenden 32 Aktiengesellschaften und 16 Gegenseitigkeitsvereine sowie der Sozietäten ergaben für das Jahr 1905 eine Summe von insgesamt 258 945 Millionen Mark. Die Ausgaben für Schäden, Abschreibungen, Verwaltungskosten betrugen bei diesen Gesellschaften 205 183 Millionen Mark; es ergibt sich also ein Ueberschuß von 53 762 Millionen Mark. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß bei Einführung einer Zwangsversicherung, abgesehen von der erheblichen Zunahme der Versicherungsabschlüsse, überhaupt insofern noch ein Ersparnis eintreten würde, als hohe Provisionen, Propagandakosten usw. wegfallen. Ohne Zweifel würde auch durch die Zusammenfassung sämtlicher Versicherungsunternehmungen eine Verbilligung der sonstigen Unkosten eintreten. Rechnet man nun noch, daß dem Reiche beträchtliche Einnahmen aus anderen Versicherungszweigen erwachsen würden, so kann man ohne Uebertreibung die Summe der aus einer Zwangsversicherung sich ergebenden Reichseinnahmen auf 150 bis 200 Millionen Mark schätzen.

Man würde mit einer solchen Monopolisierung einzelner Zweige des Versicherungs-

gewerbes nicht einmal dieses Gewerbe selbst schädigen. Es bliebe dem Privatkapital immer noch die lukrative Lebensversicherung übrig, und die Ausfälle durch die Verstaatlichung würden hier durch höhere Einnahmen wett gemacht werden. Der Zwang, seine Immobilien und Mobilien usw. gegen Feuersgefahr versichern zu müssen, wäre auch das beste Propagandamittel für die Lebensversicherungsgesellschaften.

* * *

Im Jahre 1902 wurde die Bankwelt plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß der Tresorverwalter Neßler, der bei der Bank für Handel und Industrie Effektenbestände zu verwalten hatte, im Laufe der Jahre Defraudationen in Höhe von 75 000 Mark begangen hatte. Kurz zuvor war bei der Oesterreichischen Länderbank in Wien ein nicht viel geringerer Betrag unterschlagen worden. Die beiden Fälle, denen sich bald noch andere geringeren Umfanges hinzugesellten, bildeten monatelang das Tagesgespräch der Fachkreise. Wie ist es möglich, daß jahrelang unbemerkt Bücher gefälscht und Geld veruntreut werden konnte? In den Handelszeitungen wurde den Bankdirektoren der Rat gegeben, Angestellten das Spekulieren an der Börse zu verbieten, denn Neßler hatte ja die widerrechtlich erworbenen Summen zur Bezahlung von Spielverlusten verwandt. Die niedrigen Gehälter der Angestellten des Bankgewerbes sollten schuld daran sein, indem die kümmerlich Lebenden die Sorge um die Befriedigung des Unterhaltes dazu getrieben habe, ihr Einkommen durch Spekulationsgewinne zu erhöhen. In einigen Fällen schien es, als ob tatsächlich schlechte Bezahlung die Defraudanten auf die Bahn des Verbrechens gebracht hätte. Doch später erwies sich die Annahme als Trugschluß, denn gerade die Spekulanten hatten häufig einträgliche Gehälter; von einer Not konnte also keine Rede sein. Die Diskussionen währten lange; Bankiers, die von den Großbanken ihre Existenz bedroht sahen, benutzten die Gelegenheit, um in Zuschriften (natürlich anonym) dem Groll gegen die Konkurrenz ein wenig Luft zu machen. „Durch die Anhäufung so großer Kapitalsummen bei den Banken ist der Ueberblick über den inneren Betrieb nicht mehr möglich"; solcher Unsinn wurde mehrfach gedruckt. Als ob in den viel umfangreicheren Organisationen des Staates (Post, Telegraphie usw.) nicht völlige Ordnung herrscht. Daß Wertbriefe von untreuen Postbeamten geöffnet und ihres Inhalts beraubt wurden, hat man schon mehrfach gehört, noch niemals aber von einer jahrelang verschleierten Buchfälschung. In den Generalversammlungen der Banken fragte schüchtern manch ein Aktionär, ob denn die Kontrollen eingreifend genug gewesen seien, und immer schallte den Fragenden die Antwort entgegen: „Die Unterschlagung war nur möglich durch eine raffinierte Fälschung der Bücher, und es gibt kein Mittel, um sich vor schlau eingefädelten Betrügereien zu schützen." Die Botschaft wurde geglaubt und kritiklos weitergetragen.

Man hätte annehmen sollen, daß die Lehren, die das Jahr 1902 den Banken gegeben hat, sie zu einer Reform ihrer Betriebseinrichtungen veranlassen mußte. Doch die Verluste wurden abgeschrieben, die bald wieder einsetzende gute Konjunktur lenkte die Aufmerksamkeit der Bankleiter auf den Abschluß neuer Geschäfte, und so war die Sorge um den inneren Betrieb rasch vergessen. Jetzt ist die Aufmerksamkeit von neuem auf die Organisationsfragen gelenkt worden. Genau wie im Jahre 1902 wurden plötzlich zwei Riesenunterschlagungen bekannt; bei der Dresdner Bank in Dresden hat der Kassierer Eckert etwa 233 000 Mark entwendet, bei der Mitteldeutschen Creditbank in Frankfurt am Main soll die Summe noch nicht feststehen; sie überragt aber sicher den Betrag von 600 000 Mark. In beiden Fällen waren es, wie damals, Kassierer; der eine saß an der Hauptkasse, der andere an der Couponkasse, und, merkwürdig genug, auch diesmal werden die Unterschlagungen zu einer Zeit bekannt, wo die Industrie sich gerade am Ausgangspunkt der wirtschaftlichen Rückgangsperiode befindet. Und wiederum sollen mißglückte Spekulationen den Angestellten Anlaß gegeben haben, sich die fremden Gelder anzueignen. Daher wird auch von neuem in den Handelsblättern vorgeschlagen, den Spekulationstrieb der Bankbeamten zu unterdrücken. Ich halte alle diese Bestrebungen für unnütz und fruchtlos. Ist's denn so schlimm, wenn jemand, der täglich berufsmäßig die Fluktuationen der Kursbewegung eifrig verfolgt, selbst an diesem Baume zu naschen versucht? Staatsbeamte, Kaufleute, Rentiers, Rechtsanwälte, Aerzte, die zur ständigen Spekulationskundschaft der Banken gehören und von ihnen gehätschelt werden, damit sie nur möglichst viel Börsengeschäfte abschließen, verstehen von den Dingen häufig noch viel weniger als ein Angestellter der Bank, der manches sieht und hört, was dem Fernstehenden verborgen bleibt. Nur darauf kommt es an, ob der Umfang der Spekulation sich im Rahmen des Einkommens hält und ob Pflichten des Berufes nicht verletzt werden. Warum soll ein Kassierer mit einem Einkommen von 20—25 000 Mark im Jahre nicht einige Börsengeschäfte abschließen dürfen? Eine Verletzung der Pflichten läge vor, wenn der Beamte dazu berufen ist, der Kundschaft Ratschläge zu erteilen und seine eigenen Interessen

mit denen der Beratenen verquickt. Die Direktoren der Banken machen es freilich nicht anders. Dennoch ist's nicht zu billigen, ebensowenig, als wenn ein Handelsredakteur Börsenspekulationen betreibt. Selbst bei gutem Vorsatz wird sein Blick durch die persönlichen Interessen getrübt werden. Denjenigen Beamten, die den persönlichen Verkehr mit der Effektenkundschaft pflegen, müßte man daher jede Börsenspekulation verbieten, wenn es nur ein Mittel gäbe, zu kontrollieren, ob das Verbot beachtet wird.

Man kämpfe nicht gegen Windmühlenflügel. Die einzige Ursache der sich häufenden Defraudationen liegt nicht in der Spekulationssucht der Angestellten, sondern ganz wo anders. Sie ist allein auf die mangelhafte Kontrolle der Bankleitungen zurückzuführen. Wie die Unterschlagungen Eckert und Goltermann eigentlich zustandegekommen sind, wird von den betroffenen Banken mit einem dunklen Schleier umhüllt. Das zeigt schon, daß sie sich von Schuld selbst nicht freizusprechen vermögen. Da beide Defraudanten durch Selbstmord geendet haben, wird leider auch an Gerichtsstelle nichts Näheres über ihre Methode bekannt werden. Was an der Börse und in den Zeitungen durchsickerte, ist unklar und unvollständig, würde aber, soweit es einen Ueberblick gewährt, nur meine Ansicht bestätigen. Es ist, nach diesen Andeutungen zu schließen, die Anwendung der einfachsten Sicherheitsmaßregeln versäumt worden.

Die Mitteldeutsche Creditbank besitzt 16 Direktoren, von denen Herr Mommsen ein Einkommen von etwa 150 000 Mark pro Jahr bezieht. Dabei dient er mehr als Repräsentant, denn seine umfangreichen Nebenbeschäftigungen, besonders sein Mandat als Mitglied des Reichstages und der Stadtverordnetenversammlung lassen ihm nicht einmal Zeit, täglich im Bankbureau zu erscheinen. Solch angenehmer Posten muß auch die übrigen Direktoren in den Glauben versetzen, sie könnten ihre Zeit mit anderen Dingen ausfüllen, als mit der Sorge um das ihrer Leitung anvertraute Institut. Hätte nur ein einziger sich darum bekümmert, was im eigenen Hause vorgeht, so wären die Unterschlagungen nicht möglich gewesen. Jede Bank muß in ihrer Direktion ein Mitglied haben, das ständig nur die Personal- und Betriebsangelegenheiten im Auge behält. Es gibt einzelne Institute, bei denen ein solcher Posten besteht, und es ist mir nicht bekannt geworden, daß bei diesen Banken jemals Buchfälschungen dieser Art vorgekommen sind. Wie wäre es, Herr Mommsen, wenn Sie Ihre Stellung mit einem Herrn vertauschten, der keine Ehrenämter besitzt, aber dafür Zeit genug hat, um die notwendigen Revisionen ordnungsgemäß vorzunehmen?

Bruno Buchwald.

Bücher.

Peter Altenberg: Die Auswahl aus meinen Büchern. S. Fischer's Verlag. Berlin, 1908.

Fremdlingen, die sich unter Führung eines Eingeborenen die Wiener Sehenswürdigkeiten zu Gemüte führen, wird — sofern man bei ihnen Neugier auf interne Erlesenheiten voraussetzt — im Café Central der Dichter Peter Altenberg gezeigt. Besichtigung: von 11 Uhr abends bis 5 Uhr morgens. Man sieht da einen glatzköpfigen Herrn am Ende der Vierziger, wie er Melange trinkt, und mit dem kleinen Finger seinen dicken Schnurrbart streicht. Sitzt man nahe genug, so hört man ihn auf seinen Tischgenossen einreden, man vernimmt die superlativischsten Preishymnen auf eine Frau, auf mehrere Mädchen, auf eine ganze Gattung von Damen oder auf die Weibheit insgesamt, und wenn man Glück hat, wird man auch Zeuge einer seiner „Tobsuchtsanfälle", die allnächtlich mehrere Male erfolgen und mit viel Lärm und Aufheben verbunden sind. Daß dieser in seiner Kleidung, seinem Benehmen und seinen Lebensgewohnheiten sehr originelle Mann in unserer modernen Literatur eine wichtige Erscheinung ist, weiß er selbst nur, wenn's ihm ein Auswärtiger sagt oder ein Einheimischer abstreitet; die Einheimischen in Wien wissen es nämlich zumeist gar nicht. Die glauben seine Qualitäten erschöpft in seiner amüsanten Caféhaus-Untätigkeit und in der verblüffenden Offenheit, mit der er seine intimsten Wünsche, Enttäuschungen, Freuden und Leiden ausplaudert. Sie halten den für einen Spaßmacher oder Sensationshascher, der ihn für einen Pfadfinder in den struppigen Gefilden der literarischen Kultur erklärt. Seine literarische „Note" hält man dort für einen Bluff, auf den heute kein Wiener mehr reinfällt. So sind aber die Wiener: kommt wirklich mal einer von ihnen, der sich von der süßen Eklektik ihrer verhätschelten Rekordreimer frei zeigt, so ist's kurze Zeit Mode, für ihn Tamtam zu schlagen; aber dann kehrt man reimmütig zu den Rosinenfleisch-Töpfen der Zweig, Hoffmann, Müller, Salus zurück, und tritt den entgleisten „Dichter" mit Gänsefüßchen. Schon aus Trotz gegen die grenzenlose Unterschätzung, die Peter Altenberg in seiner Heimat erfährt, sollte man viel lauter von den vielen ganz zarten, feinen, seelentiefen, kleinen Prosagedichten reden, als

von den Trivialitäten, die wahllos in seinen Büchern daneben stehen, und die zu überschwenglichen Ergüssen wahrlich keinen Anlaß geben. Aber stark betonen soll man das neue Verfahren des dichterischen Schauens, mit dem Altenberg unsere Literatur befruchtet hat, das Verfahren, aus den Nebensächlichkeiten, den Alltäglichkeiten, dem anscheinend Unbeseelten im Geschehen und Erfahren Poesie zu schöpfen. Stark betonen soll man die hohe Fähigkeit, seelische Affekte zu sondieren und im Belanglosen das Wesentliche zu finden. Peter Altenberg besitzt die entzückende Frechheit, mit viel Prätension Dinge auszusprechen, die den Leser vor die erschrockene Betrachtung stellen: Ja, das hätte ich doch auch sagen können! — Gewiß, lieber Leser. Aber du sagst es eben nicht; du schreibst es wenigstens nicht auf. Das macht ja gerade Peter Altenberg zum Dichter: dieses rührende Staunen beim Allerselbstverständlichsten. Und dies Staunen macht ihn zum Psychologen. Mit seinem verwundert wissenden Schauen erfährt er die letzten Geheimnisse des Alltags, erfährt er, daß diese letzten Geheimnisse die simpelsten Wahrheiten sind. Indem er uns diese Erfahrung mitteilt, wird Peter Altenberg zum Romantiker des Banalen und zum Lehrer sinnlichen Beobachtens. Darum weiß er soviel vom Weibe, dem bewundertsten Objekt seiner Poesie, weil ihm keine Bewegung, kein Blick, keine kleine Raffiniertheit in der Toilette entgeht, und weil er im Anschauen gelernt hat, daß die Seele einer Frau eins ist mit den Aeußerungen ihres Körpers. Auf den gleichen Erfahrungen fußt auch Altenbergs Propaganda für eine körperliche, und das heißt für ihn: eine hygienische und kosmetische Kultur. Manche Seite in seinen Büchern (besonders im „Prodromos", das mir das liebste von ihnen ist) liest sich wie die Vorschriften, die ein sorgsamer Sanatoriums-Direktor seinen Gästen zur Nachachtung aufgesetzt hat. Es ist klar, daß bei der intensiven Beschäftigung mit dem Banalen vieles in Altenbergs Schriften unterläuft, das in sich selbst banal ist. Das ändert nichts an dem Wert dessen, worauf es ankommt; dessen, was einer neuen Art, literarisch zu schauen, Bahn gebrochen hat. Peter Altenberg hat geglaubt, das Wesentliche aus seinen Büchern in ein neues Buch sondern zu sollen, um in der „Auswahl" einen Ueberblick über sein gesamtes Wirken zu gestatten. Ich finde nicht, daß ihm die Absicht gelungen ist. Er hat viel Gleichgültiges in die „Auswahl" übernommen, und viel recht Wichtiges, überaus Bezeichnendes hat er weggelassen. Vor allem hat er den „Prodromos" ganz stiefmütterlich behandelt und mit der Einseitigkeit der Auslese nur dargetan, daß er selbst von seinem wahren Wert in unserer Literatur ein falsches Bild hat. Außerdem scheint mir ein solches Unternehmen, das dort stark nach Abschluß aussieht, für Peter Altenberg wirklich verfrüht. Ich habe neuerdings, besonders in der „Schaubühne", Prosagedichte von ihm gelesen, die teilweise ganz prächtig waren, und die doch wahrscheinlich auch noch einmal zu einem Buch beitragen sollen. Die „Auswahl" sei denen empfohlen, die den Dichter Altenberg kennen, und die ein psychologisches Interesse an seiner eigenen Stellung zu seinem Werk haben. Auch verlohnt das famose Bild, das dem Buch beigegeben ist, die Anschaffung. Wer Peter Altenberg noch nicht kennt, der kaufe sich seine früheren Bücher, — alle!

Erich Mühsam.

Irren und Girren.

Immer lauter ertönt bei uns der Ruf: „Mehr Goethe!" Und dabei entfernen wir uns immer weiter von ihm, verlieren uns immer absichtlicher im Aeußerlichen, und belügen uns immer schamloser über unsere Menschenwerte, die uns im Grunde völlig gleichgültig geworden, an deren Stelle längst Geltung und Schein getreten sind. Lebten wir in Goethe, so brauchte ich heute nicht über neue Lyrik zu berichten. Denn dann wüßten die Versemacher, daß nach Goethe „ein Gedicht entweder vortrefflich sein oder gar nicht existieren soll"; und die Folge wäre, daß statt zwanzig heute etwa drei Gedichtbände zur Besprechung vor mir lägen. „Alles Lyrische muß im Ganzen sehr vernünftig, im Einzelnen ein bischen unvernünftig sein", fordert Goethe. Zurzeit ist's leider noch umgekehrt. Und selbst wenn wir nur Lessings gewiß bescheidenen Maßstab nehmen, nach welchem unter allen Nationen derjenige immer ein vortrefflicher Dichter ist, von dessen Gedichten ein Drittel gut ist, dann werden wir nach Liliencron kaum mehr als vier finden, die den Namen Dichter verdienen; und doch zählen die Anthologieen allein seit Liliencron deren vierzig. Dabei sollen alle diejenigen unberücksichtigt bleiben, bei denen das Versemachen „eine Entwickelungskrankheit des menschlichen Geistes ist", welche die meisten Intellektuellen in den Jahren der Reife befällt, und unter der — nie hat er sich's verziehen — auch der Schreiber dieser Zeilen zu leiden hatte. Es sind dieselben Jahre, in denen man sich so leidenschaftlich nach Unsterblichkeit sehnt, sich nicht früh genug gedruckt sehen kann, weil „quand on est mort, c'est pour longtemps". Die Jahre sind's, in denen man vom unverstandenen Nietzsche, von Selbstmordgedanken und schwülen Träumen geplagt wird.

Hier aber handelt es sich tatsächlich um ausgewachsene Menschen, die sich berufen fühlen, in Versen zu sagen, was sie leiden, denen, wenn sie nicht singen und dichten sollen, das Leben kein Leben mehr wäre. Bei ihnen also liegt der Fall bedeutend ernster, als bei den jugendlichen Verbrechern (pardon, Dichtern), und sie muß daher auch ohne Zubilligung mildernder Umstände die ganze Härte kritischer Gesetze treffen.

„An das Leben" betitelt Franz Langheinrich (Verlag von E. A. Seemann, Leipzig) seine auf 207 Großquartseiten niedergeschriebenen Verse; Max Klinger und Otto Greiner haben künstlerische Beiträge und Buchschmuck geliefert. Für diesen Gedichtband? Mir scheinen vorhandene Illustrationen, Vignetten usw. benutzt worden zu sein. Sehr sauber alles gearbeitet. Mit unvergleichlicher Akkuratesse. Und kein Philologe brauchte bei Durchsicht dieser Verse zum Rotstift zu greifen. Gewiß lobenswert, sich so in Zucht zu haben. Wenn nur nicht deutlich zu Tage träte, daß weniger unterdrückte Leidenschaft und straffe Selbstzucht als absoluter Mangel an Temperament diese saubere Arbeit zustandebrachten.

Es ist etwas Seltenes um den Humor. Und wenn nun jemand, der Humor hat, auch noch lyrisch begabt ist, und dann eines Tages den Einfall hat, seine Begabung in Verse zu setzen, dann entstehen satirische Gedichte. Wenn aber jemand, der von Gott und Humor völlig verlassen ist, und dessen lyrisches Empfinden Reime wie Gustav und Gasthof duldet, auf den unglückseligen Einfall kommt, indiskrete Reime zu machen und diese dann in Straßburg bei Josef Singer drucken läßt, dann entstehen Mißgeburten und Monstra wie die folgenden:

Einst liebt ich eine Dame sehr;
Ihr war die Liebe Sport.
Da kam ein And'rer in die Quer
Und sie ging mit ihm fort.
Bald hörte ich von bösem Zank,
Von Roheit und mit Grauen
Sah ich es ein: Ja, Gott sei Dank!
Ich habe Glück bei Frauen.

Wir saßen um den Tisch zu Drei'n,
Ich schrieb mir meine Werke ein,
Ein Sonnenstrahl umglitt sie;
Zwei Musen fördern die Idee:
Cousine Minna trinkt Kaffee,
Ein Kipfel fritzt die Fritzi.

Laß, Pegasus, mich in den Sattel,
Zu singen um der Muse Lohn,
Ich spüre unterm Halskravattel
Grad einen wunderschönen Ton.

Verschlingen will ich die Gedanken
Zu einem geistdurchflocht'nen Netz;
Der Dichtkunst setzt man keine Schranken,
Die Muse bindet kein Gesetz!

Der Menschheit ganzer Jammer faßt Einem bei diesem Humor an die Kehle. Das ist so trostlos, daß man nicht einmal lachen kann.

Verschling getrost diese Gedanken,
Zieh zu dies geistdurchflocht'ne Netz!
Der Dichtkunst setze kühnlich Schranken,
Die Muse hind're am Geschwätz! . . .

Gedichte und Skizzen nennt Frieda Sarsen ein anspruchsloses Bändchen Gedichte, das sie bei Hoffmann & Campe erscheinen läßt. Auch sie ist keine von den Berufenen. Immerhin verfügt sie über einiges Formgefühl. Sie hat sich viel mit sich beschäftigt. Auch versucht, Stellung zur Welt zu gewinnen, hat mutig Rechenschaft über alles gegeben, was sie innerlich bewegte. Das ist für eine Frau immerhin viel. Und von ihrer Ehrlichkeit gegen sich selbst steht zu erwarten, daß sie mit reiferen Gaben wiederkommt — oder gar nicht. Ueberhaupt soll man, wo ein ehrliches Ringen unverkennbar ist, nicht gar zu scharf richten. Das gilt auch von Franz Leuchtenbergers Versen (K. G. Th. Scheffer, Leipzig), einem von den wenigen, die man zwar noch nicht erheben, aber doch zur Weiterarbeit anspornen soll. Auch Herr Maximilian Brantl hat Anspruch auf Milde (einmal, weil sein Gedichtband „Meeresstille" im Selbstverlage erschien, wohl weil kein deutscher Verleger die Sünde auf sich nehmen wollte, diese Verse zu drucken). Dann aber, und das soll dem Verfasser zu gute gehalten werden, ist dies Buch nur in 220 Exemplaren gedruckt worden. Der materielle wie ideelle Schaden, den es im schlimmsten Falle anrichtet, ist also ein von Haus aus begrenzter. Und da Herr Brantl auf Seite 6 versichert:

Ich bin so schwer, mir ist so leicht.
O weckt mich nicht, o laßt mich ruhn,

so wollen wir ihm sein Bedürfnis nicht stören. Er ruhe sanft und schlafe lang im Namen der Musen.

Von Dr. Benedict Friedländer, über dessen Selbstmord man vor wenigen Wochen lauter als nötig sprach, erschien für Subskribenten unter dem Pseudonym Sagitta ein Gedichtbuch bei Zack in Treptow, das sich die „Namenlose Liebe" nennt. Gegen den Verleger ist wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften dieses Buches ein Verfahren im Gange, und ich habe auf eine Aufforderung der Behörde bereits Gelegenheit gehabt, mich über den sittlichen und künstlerischen Wert dieser Arbeit zu äußern. Dr. Benedict Friedländer erklärt in einer letzten Aufzeichnung, daß nicht das eingeleitete Strafverfahren den Anlaß zu seinem Selbstmord gab. Das wird stimmen. Stimmt gewiß. Denn weshalb Dr. Benedict Friedländer aus dem Leben schied, erhellt un-

zweideutig aus dem zweiten Bande der Namenlosen Liebe: „Wer sind wir?“ Auch er ist ein Opfer anormalen Empfindens. Und was er gelitten hat, was mit ihm gewiß hunderte von gebildeten Menschen in dieser Lage leiden, hat er in lyrischer Form so realistisch zu Gehör gebracht, daß jede ästhetische, jede kritische Regung hinter namenlosem Mitleid zurücktritt. Misericordia autem non causam sed fortunam spectat.

Felix Hübel betitelt seinen Gedichtband: „Eros thanatos“, und für seine Unsterblichkeit sorgt Otto Wigand in Leipzig. Man glaubt Hübel, der in Leipzig als Lustspieldichter bekannt und als Buchbindermeister berühmt ist, nicht den heiligen Ernst, mit dem er sich in seinen Versen mit der Liebe auseinandersetzt. „Wenn sein Herz in Dunkelheit wie ein Kind nach der Mutter schreit“, „wenn ihn der Duft aus den Briefen streift wie ein Kuß“, wenn er gar „von ihren Tränen zugedeckt im Bette kalt und tief allein ruhen möchte“ — so wirkt das nicht glaubhaft. Was aber sind uns Gedichte, denen die suggestive Gewalt starken und echten Empfindens fehlt?

Ernst Schmidt-Warbola veröffentlicht bei Curt Wigand einen dicken Gedichtband, den er „Schicksal“ nennt. Wollen Sie damit sagen, daß es Ihr Schicksal ist, Gedichte zu machen, und daß niemand für sein Schicksal verantwortlich zu machen ist? Sie hätten dann Karl von Holteis Wort Ihren Gedichten (pardon Schicksal) voranschicken sollen: „Fordere niemand, mein Schicksal zu hören.“ Wer's dann doch tut, tut's auf eigene Verantwortung, und findet Verse wie folgt:

Aus deinen Augen strahlt Entzücken
Und der Gedank wird keinem nahn,
Daß doch schon hinter deinem Rücken
Liegt ein ergreifender Roman.

Laß mich zu Deinen Füßen ruhn
Und küssen Deine Hände bloß,
Denn meine Liebe ist zu groß,
Zu heilig für ein sünd'ges Tun.
Als ich Dich sah, erschienst Du mir
So wie ein Heiland hehr und mild
Und siehe, in Dir lieb ich wild
Den Helden nur und nicht das Tier.

Marcella Sanden schickt ihren Versen (Mädchenlieder, Bruno Volgers Verlag) gütige und zu Herzen gehende Worte voraus. Sie ist, jung verführt, dem Laster verfallen, gegen das sie nicht mehr anzukämpfen vermag. Und doch ist ihr dies Leben im Innersten zuwider. Aber sie ist auch ehrlich bis zum Aeußersten. Sie will lieber eine ehrliche Dirne, als eine verlogene Heilige sein. In einem Gedichte, das sie „Kodizill“ nennt, rechnet sie ab mit den Menschen, die sie verführten, mißbrauchten, mißhandelten; und will allen verzeihen:

„Wenn, was ich in tausend Schmerzen
tödlichster Verzweiflung litt,
einem einz'gen Schwesterherzen,
einem nur vorüberglitt!“

Sieht man davon ab, daß das Verse sein sollen — der Durchschnitt macht schlechtere —, so bleibt doch immerhin eine Persönlichkeit bestehen. Ein aufrechter Mensch, der sich des schlechten Weges, den er geht, bewußt, sich nicht frei spricht, sondern erbarmungslos verdammt. Hier, wie in tausend ähnlichen Fällen, sollte sich das Christentum vorurteilsfreier, taktbegabter Menschen zeigen! Es könnte Wunder wirken.

Dr. Artur Landsberger.

Verantwortlicher Redakteur: Karl Schnitzler, Berlin-Schmargendorf, Spandauerstr. 40; des Handelsteils: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 4. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienenen „Sexual-Probleme der Zeitschrift „Mutterschutz“ Neue Folge“, Herausgeber Dr. med. Max Marcuse, bei, auf welchen wir noch ganz besonders hinweisen.

Verein für Kunst

Leitung: Herwarth Walden

Die Wochenschrift „Morgen“ ist vom 1. September ab das Publikationsorgan des Verein für Kunst.

Der im fünften Jahre stehende Verein für Kunst verfolgt den Zweck, auf bedeutende Erscheinungen der Kunst der Gegenwart hinzuweisen.

Im Winter 1908/09 sind vorläufig folgende Abende festgesetzt: Donnerstag, den 8. Oktober im Salon Cassirer: Gedenkabend für Walter Leistikow. Donnerstag, den 15. Oktober im Choralion Saal: Paul Scheerbart, Vorlesung eigener Dichtungen (Manuskript). Donnerstag, den 22. Oktober im Salon Cassirer: Lieder, gesungen von Anna Gnudtzmann. Donnerstag, den 29. Oktober: Detlev von Liliencron, Vorlesung eigener ungedruckter Dichtungen. Donnerstag, den 5. November im Salon Cassirer: Arnold Schönberg, Neue Gesänge und Lieder. Donnerstag, den 12. November im Choralion Saal: Stefan Zweig, Vortrag: Balzac. Donnerstag, den 19. November im Salon Cassirer: Franz Blei, Vortrag: Die moralische Illusion. Donnerstag, den 26. November: Georg Simmel, Vortrag. Donnerstag, den 3. Dezember im Salon Cassirer: Paul Leppin, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 10. Dezember im Klindworth-Scharwenka-Saal: Josef Ruederer, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 7. Januar im Salon Cassirer: René Schickele, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 14. Januar im Künstlerhaus: Karin Michaelis, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 21. Januar im Salon Cassirer: Herwarth Walden, Gesänge. Donnerstag, den 28. Januar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Lovis Chorinth, Vortrag. Donnerstag, den 4. Februar im Salon Cassirer: Ernst Schur, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 11. Februar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Johannes V. Jensen, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 18. Februar im Salon Cassirer: Karl Schnitzler, Vortrag; Thema vorbehalten. Donnerstag, den 25. Februar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Else Lasker-Schüler, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 4. März im Salon Cassirer: Peter Baum, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 11. März im Künstlerhause: Tänze.

Am Sonnabend, den 16. Januar findet in den Räumen des Künstlerhauses ein Simplizissimusball statt.

Die Abende des Verein für Kunst sind öffentlich, also auch ohne Mitgliedschaft zugänglich. Die ordentliche Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 40 M. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch sämtlicher Abende sowie zum kostenlosen Bezug der Wochenschrift „Morgen“. Die außerordentliche Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 15 M. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch von zehn Abenden (den 2. und 4. jeden Monats) sowie zum Besuch der übrigen Abende zu halben Kassenpreisen. Anmeldung zur Mitgliedschaft in der Geschäftsstelle des Verein für Kunst, Berlin-Halensee, Katharinenstr. 5, Gartenhaus part. (Fernruf: Amt Wilmersdorf 2580); ferner bei Bote & Bock, Leipzigerstraße 37, im Warenhaus A. Wertheim (Konzertkasse), Leipzigerstraße 132 und Kantstraße, in der Amelangschen Kunsthandlung, Kantstraße 164, sowie in der Schillerbuchhandlung Charlottenburg, Schillerstraße 82/83.

Alle Abende finden Donnerstags statt und beginnen um 8 Uhr.